Karl Gotthard Graß,

ein Balte aus Schillers Freundeskreise

Ein Gedenkblatt aus Deutschlands klassischer Zeit,

mit 14 Abbildungen und einem Faksimile

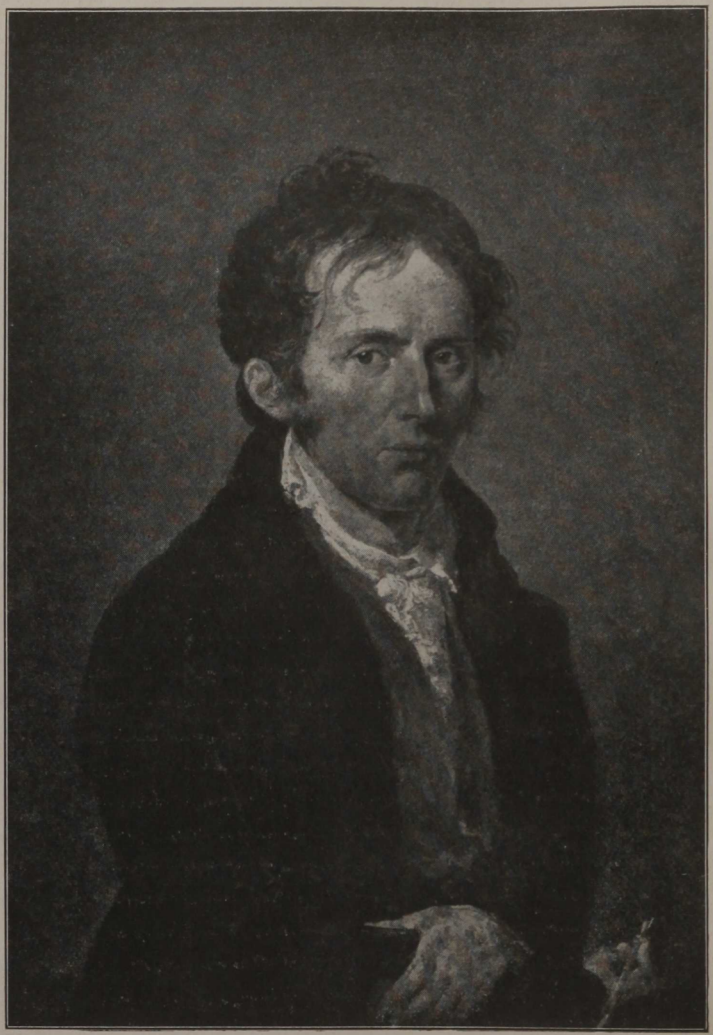
von

Wilhelm Graß

Pastor und Oberlehrer in Libau

Reval: Franz Kluge

1912



Karl Graß
nach dem Gemälde von G. Dillis 1808 in Pallazuola.

Karl Gotthard Graß,

ein Balte aus Schillers Freundeskreise

Ein Gedenkblatt aus Deutschlands klassischer Zeit,

mit 14 Abbildungen und einem Faksimile

von

Wilhelm Graß

Pastor und Oberlehrer in Libau

Reval: Franz Kluge

1912

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff) Rudolstadt.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Einleitung	1
2. Aus der Kindheit und Jugendzeit	5
3. Reise von Riga nach Jena zum Studium der Theologie 1786	9
4. Aus dem akademischen Leben in Alt-Jena 1786—90 Die Professoren; die erste Predigt; die Studenten; Auszug aus dem Stammbuch; der Studententumult 1790	24
5. Freundschaft mit Schiller; Brief an Schiller	36
6. Beziehungen zu Goethe	42
7. Besuch bei Frau von Laroche in Offenbach 1790	45
8. Beschreibung des Straßburger Münsters, 27. Mai 1790	57
9. Besuch bei Schubart in Stuttgart; in Solitüde und Marbach	58
10. Besuch bei Klopstock in Hamburg; Heimreise 1791	64
11. Fernere Schicksale: in Riga 1792—96; Brief an Schiller aus Riga. — 1796—1814: Aufenthalt in der Schweiz; Brief an Schiller aus Zürich 1797; über Bonaparte, Basel 1797; Beziehungen zu Lavater; In Italien 1803, Sizilische Reise, Tod	69
12. Das Gedicht: „Der Rheinfall", 1792	93
13. Briefwechsel mit Schiller und Charlotte von Schiller	96
14. Karl Graß als Maler (von Dr. W. Neumann, Direktor des städtischen Museums in Riga 1902)	127
15. Karl Graß, Dichter und Maler von Alexander Kaufmann (Archiv für Literaturgeschichte, 1876, V, 111—116)	150
16. Stammbaum.	

Verzeichnis der Abbildungen und Beilagen.

Seite

1. Karl Graß nach dem Gemälde von Dillis. Titelbild.
2. Das Paſtorat Serben in Livland nach dem Bilde von K. Graß 1798 1
3. Das Paſtorat Serben nach dem Bilde von Krauſe 1808 . . . 8
4. Bild des Vaters K. Joh. Graß, von K. Graß nach der Erinnerung gezeichnet 16
5. Graß' Schweſter Charlotte nach der Zeichnung von Karl Baehr 24
6. Das Gut Ponjemon, nach der Zeichnung von Johanna Graß 1856 32
7. Schillers Bildnis von K. Graß 1791 40
8. Sophie v. Laroche. Federſkizze von K. Graß 1790 48
9. Graß' Frau Antonia Maria verw. Graſſi, gemalt von K. Graß, Rom 1813 89
10. Frühlingsmorgen im Tal S. Angelo di Brolo. Gemälde von K. Graß 129
11. Der Konkordientempel bei Girgenti. Gemälde von K. Graß . 136
12. Der Waſſerfall von Carracci bei Aderno am Aetna. Gemälde von K. Graß 144
13. Ein Idyll aus Theokrit. Gemälde von K. Graß 148
14. Das Wappen von K. Graß 156
15. Fakſimile einer Eintragung Schillers in Graß' Tagebuch . . 36

Vorwort.

Herrn Schulrat Dr. Fritz Jonas in Berlin, wie Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. Güntter in Stuttgart sei hierdurch für ihre freundlichen Winke der herzlichste Dank gesagt. Es konnte dadurch das ganze in Betracht kommende Material bearbeitet werden.

Wilhelm Graß.

Literatur.

Livonas Blumenkranz, Riga 1818, Biographie von Tielemann.

Schriftstellerlexikon von Recke und Napiersky. Mitau 1827—32. Kurze Biographie und Aufsätze genannt.

Eckardt: Baltische Provinzen Rußlands. 1867. Biographie.

Grotthuß: Baltisches Dichterbuch. Reval 1894. Biographie und Gedicht: Rheinfall.

Baltische Monatsschrift. 1899; 1902; 1905.

Rigaer Tageblatt 1899, 1908. Libausche Zeitung 1911. No. 120—124,

Dr. W. Neumann: Lexikon Baltischer Künstler. Riga 1908 und Lexikon Baltischer Maler 1902.

Die Schillerbiographien, s. besonders die Biographie von Otto Harnack, Berlin 1898. S. 185. S. 186 u. S. 205 und Wychgram. 1906.

Schillers Briefe, herausgegeben von Fritz Jonas: Brief Schillers an Graß No. 2040. VII S. 222; III 142; VII 230;

Märkische Blätter, tägliche Unterhaltungsbeilage zur Frankfurter Oderzeitung, Festnummer zum 9. Mai 1905. (No. 108); Brief Schillers an Graß (= Jonas VII No. 2040).

Dresdener Album von Elfriede von Mühlenfels, Berlin 1847 u. 1856. Brief Schillers an Graß (= Jonas VII No. 2040).

Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Berlin 1867. Briefwechsel zwischen Graß und Charlotte. III B.

Otto Harnack: Die klassische Ästhetik der Deutschen. Leipzig 1892. Inschrift Schillers in Graß Tagebuch, Faksimile.

Dasselbe in Bellermanns Schillerausgabe IX. S. 118.

Marbacher Schillerbuch II. 1904. S. 378. Brief Graß' an Schiller 1804.



Das Pastorat Serben in Livland
nach dem Bilde von K. Graß. Nov. 1798.

1. Einleitung.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß zu Schillers Freundeskreise auch ein Balte gehört hat. Es ist Karl Gotthard Graß, der in Jena 1786—90 Theologie studiert hat, dann aber sich der Kunst, der Malerei und Dichtkunst zuwandte und 1814 in Rom gestorben ist. Wohl wird sein Name in den Schillerbiographien genannt, aber genaueres erfahren wir aus ihnen nicht.

So nennt z. B. Otto Harnack in seiner Schillerbiographie (Berlin 1898) den Namen Graß S. 185 u. 186: (Jena) „Schiller fühlte sich noch jung genug, um auch außer den amtlichen Beziehungen gern mit Studenten zu verkehren, freilich nur mit einzelnen gereifteren." Er nennt einige Namen, weiter heißt es: „dann der Livländer Graß, damals Theologe, der sich aber später der Malerei zuwandte." Weiter S. 205, wo die Krankheit Schillers, Mitte Januar 1791 geschildert wird. — In Schillers Briefen, herausgegeben von Fritz Jonas, ist ein einziger Brief von Schiller an Graß abgedruckt (Nr. 2040. VII. S. 222), er ist vom 2. April 1805 datiert. An zwei Stellen wird von Graß gesprochen III 142. VII 220 (siehe unten). Wer ist nun dieser wenig bekannte Freund Schillers? — In Deutschland ist über ihn wenig geschrieben worden. Wir besitzen von ihm eine kleine Biographie von seinem Freunde Gotthard Tielemann in „Livonas Blumenkranz", Riga 1818. S. 181—209.

Das Schriftstellerlexikon von Recke und Napiersky (Mitau 1827—32) gibt auf S. 88—90 eine kurze Biographie von Graß und ein Verzeichnis seiner Werke[1]).

[1]) 1. Fragmente von Wanderungen in der Schweiz nebst 3 Kupfern vom Rheinfall, nach sorgfältig genauen Handzeichnungen. Zürich 1797. 166 S.

Kleine Biographien bieten „Eckardt, baltische Provinzen Rußlands“ 1867, „Das baltische Dichterbuch von Grotthuß“, Reval, F. Kluge 1899 (enthält zugleich das Gedicht „Der Rheinfall“) und „Neumann baltische

---

2. Sechs radierte Naturprospekte. Ein Nachlaß von L. Heß mit Erkl. von K. Graß, Zürich und Nürnberg 1800. 16 S.

3. Etwas über meine dem Andenken von Sizilien gemalten 4 Landschaften, den Freunden in Riga gewidmet, Riga 1812. 16 S. Vom Bürgermeister Wilpert herausgegeben; stand zum Teil in Merkels Zeitschr. für Lit. und Kunst 1812 Nr. 3. S. 10—12 u. Nr. 5, S. 18.

4. a) Die stille Welt, im Morgenblatt 1811 Nr. 128.
   b) Merkwürdiges oder charakteristisch einzelnes von Angelika Kaufmann, ebenda Nr. 180—83.
   c) Das frühe Maibild, ebenda Nr. 204.
   d) Gemälde von Warschau, ebenda Nr. 222, 223, 229, 233.
   e) Das Fest der Madonna infiorita in Gonzano am Johannisabend 1808, ebenda 1812 Nr. 12.
   f) Rosalin, eine Skizze aus dem wirklichen Leben, ebenda 1813 Nr. 163—168.
   g) Mosaikboden, aufgegraben in der Gegend von Sasso Ferrato, ebenda 1814 Nr. 179, 180.
   h) Syrakus, ebenda Nr. 251, 252.
   i) Exkursionen zu den Tempeln des alten Salinunts, ebenda Nr. 256.
   k) Palermo, ebenda Nr. 258, 260.
   l) Luftfahrten nach der Baggacia und St. Martino und Wandelgang auf dem Pellegrino, ebenda Nr. 261.
   m) St. Stephano di Camastro in Sizilien, ebenda Nr. 302.
   n) Einiges aus St. Stephano, zur Charakteristik der Menschen und des Lebens unter ihnen, ebenda Nr. 303.
   o) Gedichte, ebenda 1808—12.

5. a) Poetische und prosaische Aufsätze, in der Rheinischen Thalia von Schiller (1792)
   b) in Zschokkes Erheiterungen.
   c) in den Erzählungen für unverdorbene Familien (Leipzig, Göschen, 1810. I).
   d) in Merkels Zuschauer Nr. 101, 106, 107, 128. (1808).
   e) in den Rigaschen Stadtblättern (1810, Beil. zu Nr. 37 u. 1812 S. 265—68).
   f) in der Livona für 1812 u. 1815.

6. Neues Rigasches Gesangbuch 1810: Nr. 23, 285, 327, 424, 614, 632, 640, 690, 734, 781.

Maler" Riga 1902 (s. auch dens.: Lexikon baltischer Künstler, Riga 1908). Selbst in Livland gehört der Name Karl Gotthard Graß zu den verklungenen Namen. Nur in seiner Familie lebt seine Erinnerung fort, namentlich auf dem schönen Gute Ponjemon in Littauen an der kurischen Grenze (im Besitz der Familie Graß 1810—1872), wo seine Schwester Charlotte (geb. 1775) lebte, die mit dem Vetter Salomo Graß (1761—1818) verheiratet war und die 1866 starb, war sein Gedächtnis frisch und lebendig. Besitzt doch seine Familie seinen großen literarischen Nachlaß, der in etwa 20 Bänden Tagebüchern von 1786—1814 besteht und vielen ungezählten Briefen. Es gehören ferner zu seinem Nachlaß ein Bild von ihm, gemalt in Öl, von seinem Freunde Georg Dillis, Gallerieinspektor zu München, Ritter mit folgender Inschrift:

Karl Graß,
gemahlt von seinem Freunde Georg Dillis in dem Sommer 1808 in Pallazuoli.

Da war es, wo in heiliger Stille
Die Muse zu dem Dichter kam
Und wo in rosenfarbner Hülle
Erinnerung ihn dem Seyn entnahm.

Meinen Angehörigen in Riga gesandt durch Prof. Morgenstern, Rom, 13. Dezember 1809.

Nach seinem Tode.

7. Sizilische Reise. 2 Teile. 244 u. 435 S. m. 26 Kupfern (s. auch Morgenblatt 1815 Nr. 251 ff.) Stuttgart und Tübingen 1815.

8. Auszüge aus Briefen an einen seiner ältesten Freunde in Livland, in Morgensterns dörptschen Beiträgen III 131—172. — Epistel an eine blinde Matrone 1793, ebenda S. 173.

9. Briefe an seine Freunde in Livland, Livonas Blumenkranz I 213 bis 246, auch mehrere Gedichte.

10. Ein paar Gedichte in den Herbstblumen. Riga 1821. S. 19—22.

11. Epistel aus dem alten Castello di Brolo, den 24. Juni 1805, nebst Brief aus Rom, d. 28. Juli 1811, in dem von K. Grave herausgegebenen Taschenbuche Caritas Riga 1825. S. 81—91.

Vergl. Inländische Blätter 1814. S. 151, 152. Hallische allgem. Lit. Zt. 1814 Nr. 188, S. 727. Morgensterns dörptsche Beiträge III 125—131. Biographie von Tielemann. Meusels G. T. B. 9, S. 452; B. 11, S. 289; B. 17, S. 768.

Ferner 3 Zeichnungen seines Geburtsortes, des Pastorats Serben bei Wenden in Livland; das eine gezeichnet von seinem Freunde, dem Professor Krause in Dorpat 1808, die beiden andern von ihm selbst 1798.

Eine Landschaftszeichnung vom Gadner Thal in Tirol, von Graß. 1791.

Eine Zeichnung Schillers von Graß, etwa 1791.

Eine Zeichnung seiner Frau, einer Römerin, der Antonia Maria, verw. Grassi. 1813.

Eine Zeichnung seines Vaters, Pastor in Serben, nach dessen Tode, aus dem Gedächtnis von Graß entworfen 1798.

Ferner Stammbücher:

Das eine aus der Jenenser Studentenzeit mit Inschriften der Kommilitonen, namentlich der Liv- und Kurländer, im Besitz des kurländischen Provinzialmuseums in Mitau.

Drei andere Stammbücher mit über 300 Inschriften, darunter von Schiller, Frau v. Laroche, Lavater, Seume, ist im Besitz des Frl. Maria Kersting in Karlsruhe.

Durch Vermittlung seiner Familie sind einige Briefe aus Jena und ein Abschnitt aus seinen Tagebüchern im „Rigaer Tageblatt" 1899 und in der „Baltischen Monatsschrift" 1899, 1902 und 1905 gedruckt worden. Auch ist Graß bei den Schillerfeiern 1905 in den verschiedenen Städten der Ostseeprovinzen in Riga, Mitau und Libau, in Dorpat und Reval als einer der vornehmsten Vertreter der klassischen Literaturepoche in den baltischen Provinzen gefeiert worden.

Den besten Aufschluß über den Balten aus dem Freundeskreise Schillers, Karl Gotthard Graß, gibt uns nun sein literarischer Nachlaß, der sich jetzt im Besitze des Verfassers befindet[1]).

---

[1]) 1. Bericht seiner Reise von Riga nach Jena 1786. Fragment.
2. Brief an seine Eltern aus Königsberg. (1., 2. und 3. gedruckt in der Libauschen Zeitung 1911).
3. Brief aus Jena an Wilde, 20. Dezember 1786, in dem er über seine Begegnung mit Schiller in Dresden berichtet.
4. Viele Briefe aus Jena an Eltern, Geschwister und andere, 1786 bis 1791.
5. Reise durch Thüringen 1789.

2. Aus der Kindheit und Jugendzeit.

Karl Gotthard Graß gehört einem Geschlecht an, dessen ältester bekannter Ahn, geb. 1681, um das Jahr 1700 aus Breslau nach Livland eingewandert war. Diesem Geschlecht gehören eine ganze Reihe Literaten, wie man sich in den Ostseeprovinzen auszudrücken pflegt, an, d. h. studierte Leute, und zwar sind es Professoren, Prediger und Juristen.[1])

6. Herbstreise nach Wien 1789.
7. Reise über Kassel in die Schweiz bis Genua.
8. Tagebuch aus Jena (Zusammenkunft mit Goethe in Weimar) 1791.
9. Tagebuch einer Reise aus Thüringen über einen Teil des Harzes nach Lübeck (Zusammenkunft mit Klopstock in Hamburg 1791).
10. Tagebuch 1792.
11. 6 Bände gesammelter Briefe:
    I. von 1792—96 aus Riga nach Serben in Livland.
    II. Briefe aus der Schweiz 1796—1802.
    III. Briefe aus Italien 1803—14.
    IV. Briefe aus Sizilien 1804 und 1805.
    V. Emmausbriefe, geschrieben in den Osterfesten, an den Vetter Salomo Graß in Riga, aus der Schweiz und Italien 1801 bis 1814.
    VI. Briefe an die Schwester Dorothea 1803—1811.
12. 5 Bände Tagebücher:
    I. 1796.
    II. 1797 bis 26. März 1798.
    III. Skizzen aus Graubünden 1798. Tagebuch 14. Oktober bis 31. Dezember 1798 und 1. Januar 1799 bis 4. März 1799.
    IV. Tagebuch 1799.
    V. Tagebuch 1800, Reise nach Paris 1801.
13. Eine Menge sonstiger Briefe an ihn und von ihm, Abhandlungen, Gedichte, Zeichnungen usw.
14. Briefe von Heinrich Meyer, Goethes Freund 1789; von Heß, von Pfenninger, Sprecher, Richter aus Zittau u. a.
15. 12 Briefe des Kirchenrats Mieg in Heidelberg usw.

(Eine Photographie des Bildnisses von Graß und ein Abdruck seines Schillerbildnisses befinden sich im städtischen Museum in Jena, im Marbacher Schillermuseum, im Schillerhaus in Weimar, in den Museen in Riga, Mitau und Libau.)

[1]) Pastoren:

1. Karl Johann Graß, 1720—96, studierte in Jena 1750—54. (Der Vater) Pastor in Serben in Livland.

Sein Vater Karl Johann Graß, geb. 17. Mai 1720 in Livland, studierte 1750—54 in Jena Theologie. Er wurde im Waisenhause in Riga erzogen und sollte ein Handwerk erlernen; durch den Rektor am Rigaschen Lyceum, Loder, der später Professor in Jena war, kam er ins Lyceum 27 Jahre alt und wurde erst mit 30 Jahren Student. In Jena stand er unter pietistischem Einfluß, seine Frömmigkeit wird auch später gerühmt. Im Nachlaß befindet sich ein Büchlein: „Gesammelte Zeugnisse des Alten und Neuen Testaments, welche von Christo handeln", Wernigerode 1737 mit der Inschrift: Libellum hoc dono accepi a Stolberg Wernigerodae d. 13. Mai 1754 Caroly Joh. Grafs. Liv. S. S. Th. St. — Graf Stolberg gehört zu den Pietisten. Der Vater war zuerst Pastor in Linden in Livland, dann aber in Serben (1764—1796, † am 28. November). Er war ein schlichter, biederer Landpastor mit geradem Charakter, der ganz in seinem Amt aufging. Er schrieb auch einen Katechismus für das lettische Landvolk und sonst verschiedene Schriften.

Die Grabschrift auf dem Serbenschen Kirchhof, die von Karl Graß verfaßt ist, lautet:

Carl Johann Graß, Pastor zu Serben und
Drostenhof, geb. Anno 1720, d. 17. März
gest. 1796. 28. Nov.
ruhend nun bei seinen Kindern Johann, Dorothea und Gottlieb.
Greis, der von des Lebens Müh' und Sorgen
In der Kinder Ruhekammer wich!

---

2. Karl Johann Salomo Graß (geb. in Riga 1830, † Mitau 1902), Pastor in Kurland, studierte in Dorpat und Erlangen.

3. Wilhelm Paul Graß, Sohn von 2., geb. in Kurland 1873, stu- in Dorpat und Halle, Pastor in Libau.

Professoren:

1. Theodor Graß, 1806—72, studierte in Dorpat 1824—28, Professor der polit. Ökonomie in Dorpat (1856).

2. Karl Konrad Graß, geb. in Kurland 1870, studierte in Dorpat, Erlangen und Leipzig, Professor der Theologie in Dorpat 1909.

Juristen:

1. Karl Graß, 1803—79, Jurist in Riga.

2. Adolf Graß, 1834—75, Rechtsanwalt in Riga.

3. Theodor Graß, geb. 1858, Jurist in Dorpat 1878—84, jetzt Landwirt.

O! dein Wirken bleibt nicht weltverborgen.
Einst am Auferstehungsmorgen
Segnen — öffnen diese Gräber sich —
Der Erwachten Freudentränen dich.

Tur, kur Deewa debessnammi,
Tur aiswedda winu Deewa Engeli.
Staweht klussu, scheit apdomadami,
Kahds winsch draugs un mahzitais
jums bij'.

(lettisch: Dorthin, wo Gottes himmlische Wohnungen sind, haben ihn Gottes Engel hingetragen, stehet still und bedenket, was für ein Freund und Seelsorger er Euch war.)

Seine Mutter hieß Maria Magdalena, geb. Steingötter (geb. 14. Okt. 1742, † 28. Mai 1823). Sie war eine tüchtige, zugleich aber gemütvolle Frau mit feinem Verständnis für den Sohn. Sie war erst 19 Jahre alt, als sie ihren 42-jährigen Mann heiratete, doch war die Ehe eine der glücklichsten. In Serben erblickte Karl Gotthard Graß am 8. Oktober 1767 das Licht der Welt. (Die Eintragung im Kirchenbuch lautet: 1767 d. 8. Okt. geb. und 15. ejusd. get. von dem Herrn Pastor Hagen von Pebalg
Pastoris loci Carl Johann Graß und seiner Ehefrauen Maria Magdalena, geb. Steingötter 1ster Sohn
Carl Gotthard.
Paten: 1. Lieutenant Carl Gustav v. Krüdner. 2. Pastor Heinrich Baumann, abs. 3. P. Heling, abs. 4. Friedr. Ludw. Hagen, Corporal bei der Garde. 5. Fähnrich Heinrich Gotthard Graß, abs. 6. Verwalter Peter Andreas Graß, abs. 7. H. George Ravensberg, abs. 8. H. Johfett, abs. 9. Die Frau Lieut. Anna Christina v. Meck, geb. v. Krüdener, abs. 10. Die Frau Beata Christina v. Patkul, geb. v. Lautenbach. 11. Die Frau Inspektorin Sophie Louise Wilhelmina Hoegel, geb. Kühtgen. 12. Die Frau Pastorin Jacobina Louise Wurm, geb. Einberg. 13. Die Frau Engel Fromholdtin, geb. Balemann, abs. 14. Die Frau Sophie Elisabeth Sagern, geb. Graß, abs.) Seine Er-

ziehung leitete zunächst sein Vater, wie es damals in Livland üblich war, dann setzte er seine Ausbildung im Lyceum zu Riga fort. Seine Geschwister hießen Charlotte (1775—1866), Christian (1777—1809), Dorothea (1779—1870) und Gottlieb (1782 bis 1843). Aus seiner Knabenzeit berichtet er: „Mein Leben floß so ruhig, wie ein Bach. Alle Gegenstände spiegelten sich sanft in meiner Seele ab. Es war ein beengender Tag für mich, wenn Tiere getötet wurden oder wenn ich Menschen im Zorn sah. Aus diesem Grunde waren meine Eltern mir sehr lieb, weil sie sich immer gleich, gelassen und heiter waren. Mein natürliches Gefühl litt bei ihnen keinen Zwang, meine feste Lebensordnung und das herzliche Tun alles dessen, was sie taten, läßt einen Totaleindruck in meinem Herzen zurück, der jedem Gefühl, das diesen feierlichen Sinn aus mir hätte verdrängen mögen, widerstand. Frühe wurde in meiner Brust der Gedanke geweckt, daß es etwas Heiliges gebe. An jedem Sonntagmorgen schien mir eine andere Luft in unserem Hause, alles freudiger und edler und die Menschen waren mir lieber. Die Hausknechte kamen mit ehrerbietigen Mienen und sauberer Wäsche und Bekleidung zum Frühstück und die Dirnen flochten lange Bänder in ihre zierlichen Haarflechten. Alle Zimmer waren schon am frühen Morgen geschmückt und im Sommer mit Kalmus (Schilf), Kornblumen, Narzissen usw. ausgestreut. An den hohen Festtagen wurden Kuchen in großer Menge gebacken und am Pfingsttage, am Johannistage und überhaupt beim ersten Hervorbrechen des Laubes wurde die Haustreppe mit Birken zu einer grünen Laube geformt. Diese Sitten waren mir ungemein lieb, ohne daß ich sie anders, als durch ein höheres Wohlgefühl unterschieden hätte, welches mir durch mein ganzes Leben geblieben ist und mir den Sonntag zu einem Tage reiner Humanität gemacht hat. Besonders ehrwürdig erschien mir mein Vater, wenn er beim Morgengebet in der natürlichen Empfindung seines Herzens zum Himmel hinaufblickte oder wenn er vor einem Baum, der in Blüte stand oder sonst einer Naturerscheinung ausrief: „Groß sind die Werke des Herrn!“ Ich konnte nicht in die Empfindung selbst eindringen, aber die



Das Paſtorat Serben
nach dem Bilde von Krauſe 1808.

äußeren Zeichen erfüllten mein Herz mit einer stillen Ehrfurcht, die an Vorahnung grenzte. Wenn meine Eltern das Nachtmahl gefeiert hatten, dann erschienen sie mir wie Heilige, die mit der Gottheit in unmittelbarer Verbindung stehen. — Nie wurde ein Leidender, ein Unglücklicher von unserer Tür gewiesen. Geben und die Freude des Empfangens zu sehen, war für mich etwas Großes."

1786—90 studierte Graß in Jena Theologie. Wir lassen zunächst die Beschreibung seiner Reise von Riga nach Jena folgen, die etwa 3 Monate dauerte.

---

3. Reise von Riga nach Jena zum Studium der Theologie. 1786.

1786 am 29. September n. St. verließ ich Riga und langte abends um 9 in Mitau an. Verschiedene Briefe, die ich noch zu schreiben hatte, machten, daß ich mich gar nicht an diesem Orte umsehen konnte. Wir fuhren um Mittag fort und kamen am 4. Oktober nach Liebau, einer nicht sehr großen, aber ziemlich plaisanten Seestadt.

Unterwegs sahen wir einige schöne Gegenden, trafen überall sehr gute Krüge, hatten auch meistenteils gutes Wetter. Nur die Wege waren nach dem Ausdruck eines Pommers (der mit uns fuhr) auf Leben und Tod gemacht.

Ich erkundigte mich überall nach meinem lieben Fritz, und richtig ein paar Mal in Wirtshäusern, wo er auch gewesen war.

In Liebau hatte ich eine Adresse an ein berühmtes Handelshaus, wo man mich sehr gut aufnahm und mir antrug, ob ich nicht in Gesellschaft eines gewissen Casemann, der, ein Verwandter dieses Hauses, in 14 Tagen über Berlin nach Göttingen gehen wollte, zu reisen mich entschließen könnte. Doch die Bedingungen waren so wenig vorteilhaft für mich, daß ich's ausschlug und mit meinem alten Fuhrmann am folgenden Morgen weiterreiste.

Wir fuhren nun immerhin am Strande der Ostsee. Unser

Wagen rollte sanft und leise durch den knirschenden Sand und das Brausen der See, das mir auf dem Schiffe so manche schlaflose Nacht verursacht hatte, lockte mir unvermerkt den süßesten Schlaf herbei. Ich schlief und erinnerte mich träumend jener traurigen Empfindungen, jener unbeschreiblichen Sehnsucht, mit der ich so oft stundenlang nach dieser Küste hingeblickt hatte. Es dünkte mich, daß ich noch von den schäumenden Wogen umhergeworfen wäre. Rund um mich Himmel und Wasser, vor mir unabsehbare Tiefen, hinter mir steile Wasserberge, die alle Augenblicke uns den Untergang drohten und nur in ganz blauer Ferne ein kleiner Strich Landes zu sehen. O wär ich doch an jenem glücklichen Ufer.

Dies war der letzte Gedanke, der letzte Wunsch, den ich auf See hatte. Denn noch einmal erfüllte mich eine außerordentlich frohe Empfindung. Ich fühlte einfach es, daß mein Wunsch erhört und daß ich aller Gefahr entgangen wäre.

Ich stand da an der Küste, nach welcher ich vor wenigen Augenblicken mit so vieler Wehmut hingeblickt hatte, blickte nun mit trocknen Augen nach den Fluten hin und staunte nur, auf welche unbegreifliche Art ich hierher gekommen wäre.

Es war Gotteshand, die dein Leben dem Tode entriß, sagte mir mein Herz und mich durchströmte eine so lautere dankbare Freude, daß ich mit klopfender Brust und glühender Wange erwachte.

Wenn ich in den Fluten mein Grab gefunden hätte, was würdest du wohl bei der ersten Nachricht davon gesagt haben. —

Memel. Gestern gegen Abend begegneten wir dem Sohn unseres alten Fuhrmanns, dessen Wagen jener hatte. Wir mußten eine ganze Meile zurückfahren, um die Wagen wechseln zu können. Es befanden sich 5 Passagiere in dem anderen Wagen, worunter auch ein paar Livländer waren. Der eine ein nichtsnutzer Bursche aus R., der andere, ein feiner offener Kopf, der sich Flohr nannte und Sekretarius in Dorpat war.

Mit letzterem unterhielt ich mich den ganzen Abend und schöpfte aus seinem Gespräche manche gute Regel, die ich auf meiner künftigen Reise mit Vorteil anzuwenden denke.

In meinem Leben sah ich keinen Mann, der schöner sich ausgedrückt hätte, als dieser, doch glaub ich, daß sein Herz desto weniger Anteil an dem nahm, was er sprach.

Ich bat ihn in Riga die Madame Boye, deren Tochter ich beinahe zwei Jahre im Zeichnen unterrichtet hatte, zu grüßen und weiß es, daß die Frau, die mich wie eine Mutter liebt, eine große Freude darüber haben wird. Ihre Tochter ist ein sehr gutes Mädchen, das ich sehr hochschätze und gewiß von allen Mädchen schätzen würde, wenn ich dich nicht kennte.

Es war Sonntag und man läutete zur Kirche. Ich hatte meine Pfeife angezündet und hörte mit einer gewissen Andacht diesem dumpfen Schalle zu, dessen mein Ohr schon ganz entwöhnt war. Meine Gedanken leiteten mich in jene glücklichen Jahre der Kindheit, da ich noch von unserem lieben Hügel herab die väterlichen Fluren ringsumher überblickte und mit so unbeschreiblicher Ruhe die feierlich gekleideten Scharen zur Kirche gehender Menschen betrachtete.

Wenn ich so mit unbefangener Brust unter den tausendfachen Frühlingsblumen dalag, und ihre Wohlgerüche atmete, wenn die alten Espen so feierlich über meinem Haupte rauschten und ein sanfter Westwind die andachtsvollen Gesänge aus der Kirche zu mir herübertrug: so war mir oft, als ob mich die Gegenwart der Gottheit näher umschwebte, als ob ich schon die Lieder des Himmels hörte und ihre heiligen Chöre einstimmten.

Wie schnell seid ihr dahingeflohen, ihr glücklichsten Augenblicke unseres Lebens; ihr glücklichsten, weil ihr in der Erinnerung mir die süßesten seid. Warum ist, seit ich von dir, du lieber Hügel, dem Schauplatz meiner jugendlichen Freuden getrennt bin, jene selige Heiterkeit aus meiner Brust geschwunden? Warum hört ich damals, da ich doch weit weniger den Wert meines Lebens und die Wohltaten, die die Vorsehung mir erzeiget, fühlen konnte, mit weit größerer Andacht dem Lispeln eines Baches, dem Zwitschern eines Vogels, dem Rauschen eines Busches, als jetzt mancher hochgepriesenen Predigt zu?

Sie ist mit meinem Frühlingsmorgen entflohen, jene glückliche Stimmung meines Herzens und wird nie wiederkehren, nie!

auch dann nicht, wenn der Traum, den mein Phantasie so oft mir malt, erfüllt werden sollte.

So verlor ich mich in süßen Betrachtungen und wurde endlich durch meine Wirtin ans Kirchengehen erinnert. Ich machte mich also auf und fand ein sehr geräumiges, aber ganz schmuckloses Gebäude. Ich ging auf's Chor und setzte mich auf einen leeren Stuhl und betrachtete die vielen Menschen, die an mir vorübergingen. „Hättest du doch unter diesen nur einen Freund, nur einen Bekannten, mit dem du dein Herz zum Vater der Wesen erheben könntest", so dacht' ich, und in dem Augenblicke ging ein junger, wohlgewachsener Mensch vorüber, sah mich starr an und ließ einen so tiefen Eindruck in mir zurück, daß ich seiner gar nicht vergessen konnte.

Ich wußte mir das gar nicht recht zu erklären, da ich nur an ein ähnliches Gesicht, des jungen Collins erinnert wurde. Sobald die Predigt, die nicht weit her war, ihr Ende hatte, ging ich heraus, konnte mich aber nicht halten, ihn noch einmal anzusehen. Schon war ich nahe der Brücke, die über die Danje führt, als ich eben diesen Menschen in einiger Entfernung hinter mir gewahr wurde. Ich stutzte nicht wenig darüber und redete einen Mann an, den ich schon einmal bei dem Fuhrmann gesehen, bloß, um meine alberne Verlegenheit zu verbergen, doch eh' ich's mich versah, stand der junge Mensch vor mir und redete mit eben dem Mann. Noch ahnte ich nicht den Ausgang der Sache. Endlich, da er mit vieler Bescheidenheit und auf eine gute Art sich nach meinem Namen erkundigt und ich ihm selbigen gesagt hatte, so fiel er mir um den Hals und sagte: lieber Graß und ich: lieber Collins.

Es war mir eine unendliche Freude, an einem ganz fremden Orte so unvermutet einen guten Freund wiederzufinden und wir teilten uns die Empfindungen, die einer bei Erblickung des andern gehabt hatte, treulich mit.

Nachdem wir die wenigen unbedeutenden Merkwürdigkeiten dieser Stadt in Augenschein genommen, zwang mich eine große Müdigkeit, weil ich des Gehens entwöhnt war, nach meinem Logis zurückzuwandern, Collins besuchte mich bald und brachte

mir sein Stammbuch und Pfannschmidt'sche Tusche mit. Ich zeichnete ihm mit vielen Glück eine ländliche Gruppe, die ihm so sehr gefiel, daß er mir die Tusche verehrte.

Am folgenden Morgen stand ich etwas frühe auf und zeichnete ihm ein Titelblatt, so gut es mir immer mit den Farben möglich war. Ich überraschte ihn sehr damit und er versorgte mich wieder mit Postpapier, Rauchtabak usw.

Der Wind war noch immer konträr, ich bot ihm daher an, ob ich ihn malen sollte. Er nahm mit vielem Dank mein Anerbieten an und in 3 Stunden war sein völliges Brustbild mit einer Einfassung fertig gemalt und so glücklich getroffen, daß alle, auch Nichtkenner, die ihn nur gesehn hatten, ihn erkannten.

So vertrieb ich mir des Tages die Zeit, des Abends plauderte ich mit einem Apothekergesellen, der hier auf einen Fuhrmann nach Riga wartete. Der Mann hatte meine ganze Hochachtung und es tat mir sehr leid, daß ich mich so bald wieder von ihm trennen sollte. Er nahm Briefe von mir nach Riga mit.

Ich konnte mich eben nicht in Memel über Langeweile beklagen, aber ich war doch recht froh, da wir am Donnerstage diesen Ort verließen, der Wind war gänzlich konträr, wir kamen aber doch am Ufer ungefähr eine viertel Meile herauf. Gegen Abend langte auch das andere Boot, worauf der zweite Frachtwagen war, an. Ich freute mich sehr, Gesellschaft zu haben und rauchte auf dem anderen Boote in guter Ruhe eine Pfeife Tabak. Plötzlich wurde jenes, wozu ich gehörte vom Ufer gerissen und mußte vor Anker gehen.

Der Wind war immer noch entgegen, wir gingen also um 2 Uhr in der Nacht an Land, tranken Kaffee, schliefen ein paar Stunden und blieben den ganzen Tag und die folgende Nacht da. Am Morgen war mein Boot fortgegangen und ich war gezwungen, auf diesem zu bleiben. Mit vieler Mühe kamen wir vom Ufer los und segelten ungefähr 4 Meilen, ohne das andere Boot zu sehen. Der Wind wurde gewaltig stark und war ganz konträr, so daß wir vor Anker gehen mußten. So blieben wir liegen, hatten erbärmliches Nachtlager, Regen und Sturm, nichts als Kartoffeln zu essen — bis endlich am Montage der alte

Reson, der eine halbe Meile von uns bei Regeln, einem Dorfe, vor Anker lag, ein Boot nach uns schickte. So kam ich wieder auf mein Boot, mit dem ich Dienstag morgen von da abging.

Abends kehrten wir in einem Dorf Nidden ein, wo wir an Land schliefen. Früh morgens machten wir uns wieder auf und langten in dunkler Nacht glücklich in Naschlesk an.

Donnerstag morgens kam auch das zweite Boot, das die größte Gefahr ausgestanden hatte. Wir fuhren hier um 1 Uhr nachmittags weg und kamen um halb 9 Uhr nach Königsberg.

Der Weg war hier noch schlimmer, als in Kurland und ich empfand's in allen Gliedern. Beim Tor wurden wir angehalten und aller Beteuerung des Fuhrmanns ohngeachtet, mußte ich meinen Koffer aufmachen. Schon gut, sagte der Visitator, und ließ wieder zuschließen, da ich ihm ein Dütchen in die Hand steckte, ich habe genug gesehen.

Nun fuhren wir über ein erbärmliches Steinpflaster in die Stadt. Es war schon finstere Nacht, ich konnte also nichts weiter sehen, als hin und wieder ein dunkles Lämpchen oder was davon erleuchtet wurde.

Mir war recht komisch zu Mut, das Herz klopfte mir stärker, als ob ich einem großen wichtigen Auftritt entgegengehen sollte, ich glaube jetzt den großen Schritt in die Welt getan zu haben, da ich mich in einer so weiten Stadt befand.

Wir stiegen in der Elbingschen Herberge ab, oder wurden vielmehr daselbst abgesetzt. Man wies uns dort ein kleines Zimmer an und meine erste Beschäftigung bestand in einer Pfeife Tabak, wobei ich dann recht lächerliche Betrachtungen anstellte.

Am folgenden Morgen suchte ich den Baron v. C. auf. Seine Freude war außerordentlich, da er mich erkannte und ich mußte bei ihm speisen. Gegen Abend ging ich mit ihm zu einem Landsmann, einem Studenten Meder aus dem estnischen (?) hin, der sich unendlich freute, einen semesbrahls (Landsmann) zu sehen.

Meder scheint mir ein Junge von recht gutem Charakter zu sein, nur schade, daß er von seinem Studium so sehr abgehalten wird.

Er nahm am folgenden Tage mich mit in sein Speisequartier und wandte alle Beredsamkeit an, mich hier zu behalten, billigte aber selbst meinen Entschluß, nach Jena zu gehen, da ich meine Gründe ihm sagte.

Ich silhouettierte ihn und zeichnete in Tusch sein Profil und schrieb aus Spaß darunter:

Ein Jung wie der, der lebt nicht mehr,
Der kam gewiß vom Himmel her.

(Meder schrieb mir ins Stammbuch: Alles ist der Veränderung unterworfen, aber das Herz des Biedermanns ist's nicht. Gott sei mit dir, guter Junge, dein Freund Heinr. Meder, geschrieben in Königsberg bei deiner Durchreise.)

Den vorletzten Abend bewirtete er mich recht hoch und trank mit mir Schmollis. Ich war sehr munter und lehrte sie feurige Schiffe (?) herunterschlucken. Am folgenden Tage speiste ich bei Herrn C., wo ich eine sehr fromme Rolle spielte. Eine ungewöhnliche Traurigkeit hatte sich meiner bemächtigt, ich ging zu Meder und siehe da, ihm war gerade ebenso zu Mut. Er sagte, ich glaube, daß ich bloß um deinetwillen so niedergeschlagen bin, denn so war mir noch nie. Ich muß mit ihm zu Schuhmacher, einem Gastwirt bei der Post gehen, speiste dort und trank ein kostbares Schälchen Bischoff. C. kam auch, doch nur auf wenige Augenblicke hin und nahm von mir Abschied. Um 9 Uhr blies der Postillon und ich stieg, nachdem ich einen kurzen Abschied von meinem Freunde genommen, auf den Postwagen.

Brief an die Eltern.

Königsberg, den 23. Okt. N. St. 1786.

Herzlich geliebte Eltern! Nach drei Wochen langer Fahrt bin ich glücklich hier angelangt und logiere in der Elbingschen Herberge, einem guten und doch wohlfeilen Wirtshause. Der Weg durch Kurland ist so beschaffen, wie ich mir die ad impia Tartara denke. Aber dennoch lob ich mir die Landreise, hier kriegt man doch Menschen und Menschengesichter, schöne Landschaften usw. zu sehen, statt daß ich auf der See nur Himmel und Wasser erblicke.

In Libau habe ich mich gar nicht umgesehen, weil da keine besonderen Merkwürdigkeiten sind. Wir blieben nur eine Nacht da und fuhren nun am Strande der Ostsee. Mit frohem dankbaren Herzen blickte ich nun nach den Fluten hin, von denen ich oft nach dieser Küsten geguckt hatte — ihr Brausen, das mich sonst so erschreckt hatte, lud mich jetzt zum süßen Schlummer ein. Dies war die angenehmste Passage, denn der Wagen rollte so sanft durch den knirschenden Sand und ich konnte so ruhig meine Gedanken hier sammeln.

In Polangen, einem polnischen Dorf, wurden wir visitiert, doch nur pro forma, denn die Leute liebten Contrabande, aber fast noch mehr ein gutes Trinkgeld.

In Memel lagen wir acht Tage auf guten Wind. Hier war ich in der Kirche und hörte eine Predigt, die so elend war, daß ich nicht mal nach dem Namen des Predigers fragte. Die Zeit wurde mir nicht sehr lang. Es kamen Reisende, mit denen ich mich bald französisch, bald lettisch, noch öfter deutsch unterhalten konnte. Überdem fand ich hier einen Vetter des Collins, der mal auf Serben war, diesen kannt' ich schon aus Riga her, er freute sich sehr über meine unvermutete Ankunft. Er brachte mir Farben, Pinsel, Stammbuch usw., ich malte auch sein Porträt, wofür er mir die Farben und ein Pack Rauchtabak, wovon ich Mangel hatte, schenkte.

Nun kamen wir endlich auf dem Haff und mußten, denken Sie einmal, auf diesem langen Wasser 8 Tage herumtreiben und den größten Sturm und ich beinahe eine zweite Hungersnot ausstehen. Sie können daher sich vorstellen, wie froh ich war, tandem aliquando an Ort und Stelle zu sein. Gleich am folgenden Tage suchte ich Caulberg auf und fand ihn mit vieler Mühe. Er lebte hier bon, spielt den Baron, läßt den Kollegia hören, wer da will und bekümmert sich nur um Kleinigkeiten, Divertissiments usw.

Durch ihn wurde ich bei verschiedenen Landsleuten indroduziert, worunter ich aber nur zwei, die was nutz waren, fand, nämlich H. v. Mek und Herrn Meder aus dem Estnischen. Letzterer hat mich hier recht herrlich aufgenommen und ich hab mit ihm

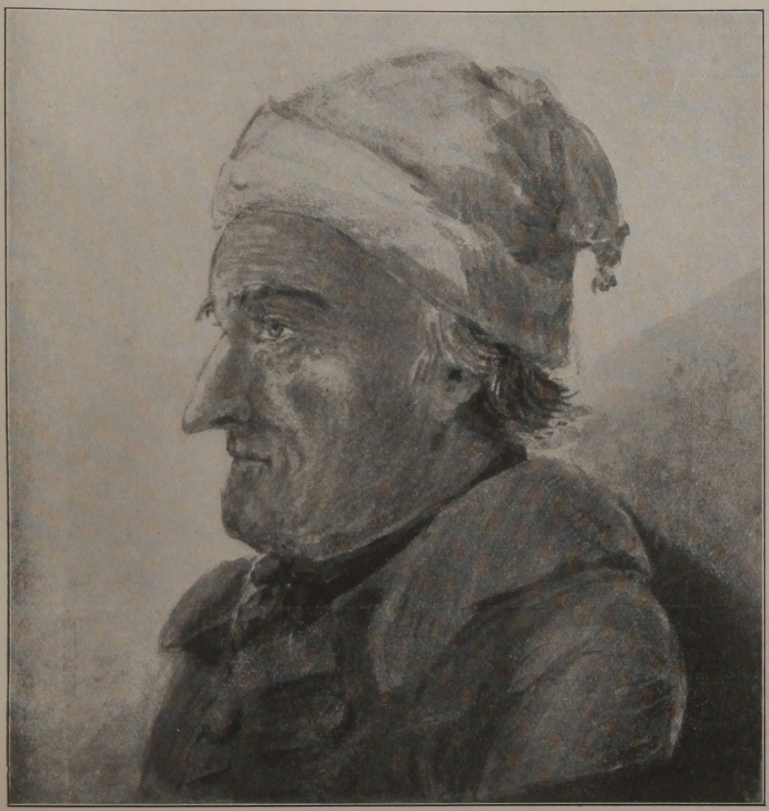


Bild des Vaters Karl Johann Graß
von K. Graß nach der Erinnerung gezeichnet. Nov. 1798.

Schmollis trinken müssen und darf weder vor Mittag- noch Abendessen sorgen. Es ist ein braver, guter Junge, der mich gern hier haben möchte, aber es mir doch selbst widerrät, hier zu studieren, denn die Universität hat wenig tüchtige Männer und unter den Studenten gibt's lauter Schofelzeug. Im ganzen Jahr bin ich selten so froh gewesen, als in diesen paar Tagen, und doch hat's mich blutwenig gekostet und ich habe nur ganz mäßig und ordentlich mich mit den wenigen guten Landsleuten gefreut, da hieß es nicht anders als „Brahl" und „Brahl" (Bruder), aber bei alledem habe ich ihnen allen blauen Dunst vorgemacht, denn mir fiel's ein, nimium ne crede colori.

Die Stadt ist wohl dreimal so groß als Riga und liegt recht plaisant. Die Häuser sind schön gebaut, die Kirchen prächtig ausgeziert und die Gassen sehr lebhaft. Aber auf dem Pflaster kann man in wenigen Stunden die Füße wund gehen.

Heut Abend reise ich mit der ordin. Post über Braunsberg nach Berlin, also nicht über Danzig, weil jener Weg schlechter und 9 Meilen um ist. Gott schenk mir nur Gesundheit, denn das Fahren durch Tag und Nacht greift sehr an.

Ihre lieben Briefe habe ich hier zu meiner größten Freude vorgefunden und freue mich unendlich, daß Sie alle sich wohl befinden. Alle meine teuren bekannten Freunde, Geschwister und dergleichen bitte ich herzlich zu grüßen. Sobald als möglich werden Sie fernere Nachricht erhalten von Ihrem gehorsamen Sohn Karl.

Weiterreise nach Berlin.

Solange ich noch munter und noch mit den Unbequemlichkeiten des Wagens nicht bekannt war, solange ging das Ding gut. Als aber Stoß auf Stoß folgte, als die Nacht den Schlaf herbeilockte und es doch kaum möglich war, ein Auge zuzutun, da bekam ich einen Vorgeschmack der Dinge, die da kommen sollten und freute mich nicht sonderlich darauf.

Meine Reisegefährten waren alle sehr korpulent und hatten solche chargeante Gesichter, daß ich mir vorkam wie einer, der unter die Werber gefallen ist. Die Sonne und die nähere Bekanntschaft mit diesen Männern verscheuchte diese Besorgnis. Die

meisten von ihnen stiegen in Braunsberg ab und nicht lange darauf verließ auch den Wagen ein Justizrat aus Saalfeld, ein sehr freundschaftlicher Mann, der mir eine deutliche Beschreibung von der Justizverfassung in Preußen machte und manche interessante Richtergeschichte erzählte.

Trotz seines dicken Bauches hatte er ein warmfühlendes Herz, das die edelsten Züge in sein Gesicht gelegt hatte. Er umarmte mich beim Abschiede mit dem innigen Wunsche, daß ich einst froh, so froh, als mich nur das Bewußtsein, die Jahre des Frühlings gut angewandt zu haben, machen könnte, diese Straße zurückkehren möchte.

Wie der Mann fort war, hatte ich auch keine Unterhaltung mehr. In Culm kam ein polnischer Student auf, der ein so zurückscheuchendes Wesen an sich hatte, daß auch keiner mit ihm sprach, als ein Referendar, der neben ihm saß und ihm jede Antwort recht aus den Zähnen durch seine dummdreisten Fragen riß.

So erfuhr ich denn, daß der Mensch auch verliebt war in ein culmer Frauenzimmer und wunderte mich nur, daß die Liebe ihn nicht milder gemacht hatte.

Nach ihm kam ein verliebter Leutnant an, der aber auch keine Merkwürdigkeiten enthielt, hierauf ein abgedankter Hauptmann, ein wahres Original von Starrheit und eine — der Himmel weiß, was sie war, der Leutnant machte ihrem Verstande unmenschliche Complimente und lenkte immer das Gespräch auf Galanteriesachen. Sie sprach wie ein Professor docens über die größten Dinge und beantwortete jede Frage, sie mochte so unverschämt sein als sie wollte.

Glücklicherweise waren wir nahe bei Berlin, sonst hätte ich's nicht länger aushalten können. Ich erstaunte über die Pracht und Schöne dieser Stadt, wie über die Menge der Menschen, die ich hier sah; wo ich nur hinblickte, da war etwas, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog und alles, was ich in dem Augenblicke dachte, war: das ist die große Berlin.

Auf dem Posthause vermißte ich mein Felleisen, das ich aller Mühe ohngeachtet nicht mehr wiederbekommen habe. Nachdem mein Koffer nur obenhin visitiert war, zog ich in das neben der

Post gelegene Schmauster Wirtshaus. Hier war es sehr billig, indem ich für Quartier anfangs fünf, hernach nur vier, für Essen vier, für Kaffee drei, für Bier einen Groschen bezahlte. Dies waren meine Ausgaben, denn nachmittags trank ich keinen Kaffee und abends aß ich nicht. Indessen kam mir mein zwölftägiger Aufenthalt in Berlin doch an die vier Dukaten.

In den ersten Tagen konnte ich geschwollener Füße wegen nicht ausgehen. Sobald es aber nur etwas besser mit mir wurde, besah ich die vortreffliche Statue des berühmten Churfürsten und bewunderte die Kunst und den Künstler, der dieser kolossalischen Figur allen möglichen Ausdruck, Verhältnis und Grazie hatte geben können.

Von Berlin reist Graß nach Dresden, und von dort nach Jena.

Es folgt der erste Brief aus Jena.

Jena, den 20. Dez. 1786.

Hochwolgeborener, hochzuverehrender Herr Aeltester (Wilde).

Was werden Sie, was werden meine Eltern und Freunde von mir denken, daß ich mein Vaterland so ganz vergessen zu haben scheine? Ich will hier nicht meine Mutmaßungen und Gedanken darüber fortsetzen, sondern ganz offenherzig meine bisherige Geschichte erzählen und es dann bloß Ihrer Güte überlassen, ob ich Ihre Nachsicht oder Ihren Unwillen verdiene.

(Es folgt die Beschreibung der Reise bis Berlin.) Hier mußte ich mich niederlegen und mich kurieren lassen. Drei Wochen lag ich so da, und hätte die fürchterlichste Langweile gehabt, wenn nicht einige recht brave Leute unter mir logiert hätten, die mir Bücher verschafften und mich mit ihren Gesprächen unterhielten.

Es waren, wie ich schon gesagt, recht brave Leute, die durch allerhand Unglücksfälle hierher gekommen waren und hier ein günstigeres Schicksal erwarteten. Not bindet die Menschen fester aneinander, als Glück und Freuden sie verbinden können, das empfand ich auch hier. Wir alle waren Unglückskandidaten und jeder nahm so regen Anteil an den Schicksalen des anderen, daß er seinen eigenen Kummer fast vergaß und nur für die Aufheiterung des anderen sorgte.

Sobald ich wieder ausgehen konnte, nahm ich die Merkwürdigkeiten Berlins in Augenschein und fand bei jedem Schritte etwas, das meine Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich zog. Prächtige Gebäude, vortreffliche Prospekte, Statuen, Büsten, Promenaden, Kanäle, Brücken usw. sind die Hauptzierden dieser Stadt, die sich durch ihre Schönheit und durch die strenge Ordnung, die in ihr herrscht, vor allen, die ich jemals gesehen und gewiß vor vielen, die ich nur aus Beschreibungen kenne, auszeichnet.

Hier lernt man den großen Geist und die zum Besten seines Landes unermüdete Tätigkeit Friedrichs des Einzigen genauer kennen und staunt über ihn, wie über einen Gott, der auf die Erde herabkam; denn wie die Natur ihren Schöpfer verkündigt, so reden die Denkmäler, die Friedrich gestiftet und die Thaten, die er gethan, mit lauter Stimme von ihm und verkündigen seine Größe.

Ich müßte ganze Bogen anfüllen, wenn ich alles beschreiben wollte, was ich in Berlin gesehen und doch sah ich nur wenig denn ich mußte mich nach meinen Umständen einschränken. In der Komödie sah ich die Mündel, aber weit schlechter als in Riga. So verflossen mir die wenigen Tage, die ich in Berlin nutzen konnte, sehr schnell und ich glaubte nun bald nach Jena zu kommen, doch ich hatte sehr geirrt.

Nachdem ich meinen Wechsel in Louisdore ausgezahlt bekommen und für meinen Aufenthalt in Berlin drei Louisdore und für die Post von Königsberg nach Berlin ohne Zehrung sieben Dukaten ausgegeben hatte, fuhr ich in einer gewaltigen Kälte im offenen Wagen nach Dresden, wohin ich ganz besondere Recommendationsschreiben bekommen hatte. Berlin entzückte mich, aber Dresden bezauberte mich fast. Noch glaub ich sie immer vor mir zu sehen, die reizenden Gegenden um die Stadt, und erstaunt vor den Werken der Kunst und des Geschmacks dazustehen: die unschätzbare, durch Millionen gesammelte Bildergallerie schwebt noch immer vor meinen Augen und voll ist meine Seele von den Seltenheiten voriger Jahrhunderte, deren Anblick mich in jene Zeiten versetzte, da der Tag der Kunst sich noch nicht seinem Abend entgegenneigte.

Ich glaube, kein Mensch kann das ganz ohne Empfindung ansehen, was Natur und Kunst hier jedem darbieten. Sie werden sich daher nicht wundern, da Sie meine Leidenschaft für die Malerei kennen, daß ich fast in Versuchung geriet, das Vierteljahr bis Ostern, das ich doch ohnehin nur wenig werde nutzen können, hier zu bleiben und die Kunst zu studieren. Ich erwarb die Gunst der größten hiesigen Künstler und jeder bot mir willig die Hand, um meine Liebhaberei zu unterstützen, ich lernte außerdem Herrn Schiller, den Verfasser der Räuber und des Stückes Cabale und Liebe, wie auch die berühmte Dichterin Sophie Albrecht kennen und hätte mir die allerangenehmsten Tage versprechen dürfen.

Zehn Tage mochte ich ongefähr in Dresden gewesen sein, als ich in der Nacht ein blutsturzartiges Nasenbluten bekam. Nachdem stürzte ich aus dem Bette vor Schrecken ans Fenster — das Bluten hörte auf, allein ich hätte auf der Stelle den Schlagfluß bekommen können. Am Morgen war ich recht krank und hätte mich vielleicht lange quälen können, wenn ich nicht durch Hülfe des Doktors Albrecht in 14 Tagen, die ich immer zu Hause im warmen Bette zubringen mußte, wieder hergestellt worden wäre.

In dieser Zeit konnte ich nun gehörig nachdenken, was ich zu thun hatte. Es war ein harter Kampf, aber endlich siegte doch die Vorstellung, daß dies mich zu sehr vom Zwecke meines Studierens entfernen könnte und Sie vielleicht dadurch von mir denken möchten, daß es mein Vorsatz wäre, ganz das Studieren fahren zu lassen. Dieser Gedanke an Sie und an alle die vortrefflichen Männer, die mich so gütig zum Studieren unterstützt haben, erfüllte mich mit männlicher Entschlossenheit. Ich will auch nicht undankbar scheinen, sagte ich zu mir und setzte mich, nachdem ich von meinen Freunden, die meinem plötzlichen Entschluß teils Beifall gaben, teils ihn wieder zu vernichten suchten, ganz kurz Abschied genommen hatte, auf die Post und verließ mit frohem und leichtem Herzen das schöne Dresden.

Mein Aufenthalt hatte mich fast nochmal soviel als in Berlin gekostet, allein das machte, daß ich in meiner Krankheit mir ganz besondere Speisen kochen lassen mußte.

Den kleinen Gericke und Herrn Voß, der mit seiner Frau nach Wien gereist ist, sprach ich in Dresden. Nun ging's also fort nach Leipzig. Früh reisten wir ab und spät am Abend des folgenden Tages langten wir daselbst an. Horeb, der Magister geworden ist und Kollins machten mir meinen zweitägigen Aufenthalt recht angenehm.

(Eintragung ins Tagebuch vom 28. Juli 1787: Die Universitäten sind Kegelbahnen, die Musen geben die Kegel ab und die Spieler machen die Studenten; Wohl dem Musensohn, der alle neun trifft. Wahlspruch: Laßt uns keine Löcher schieben! Möchten wir sie auch treffen, wie wir sie oft in Plagewitz und Aetteritz und Schönefeld trafen.

Du auf der Jenaischen, ich auf der Leipziger Kegelbahn, beide auf der langen Bahn der Welt. Dies schrieb Dein Freund und Bruder Johann Daniel Horeb, d. Weltw. Dokt. und der G. G. Kand. aus Riga.)[1])

Der Ort an sich gefiel mir nicht sonderlich, denn es herrscht hier ein sehr steifer, gezwungener Ton und alles, was nicht Student ist, wird vom Kaufmannsgeist beseelt. Ueberdem war die Witterung so schlecht, daß ich nur wenig in Leipzig mich habe umsehen können.

Endlich bestieg ich nun den letzten Postwagen und hob dankbar meine Hände auf zu Gott, daß ich nach so manchen Schicksalen und Unglücksfällen endlich einmal dem Ziel meiner Reise nahe kommen sollte. Allein es vergingen noch anderthalb Tage, und wir langten erst abends um 10 in die Jenaische Gegend an.

Kein Mensch wußte was in Jena davon, daß ich kommen würde und Kyber[2]) hatte mit vielem Schmerz in meinem Brief an ihn gelesen, daß ich in Dresden bleiben wollte, — und nun — denken Sie sich einmal die Szene: Kyber sitzt und ist in tiefen Betrachtungen versunken, auf einmal öffnet sich leise seine Tür

---

[1]) Von Schröder: Das Ideal der Schönheit bildet Künstler; das Ideal der Rechtschaffenheit gute Menschen. Zur Erinnerung an Deinen Dich liebenden Landsmann Chr. Fr. Schröder, Leipzig, d. 30. Julius 1787.

[2]) Georg Friedrich Kyber, geb. 1769, studierte in Jena 1786—88 Theologie, gest. 1808 als Pastor in Pernigel.

und es tritt herein — Karl Graß — „bist Du es oder ist es Dein Geist", ruft der vor Schrecken bleich gewordene Kyber und fällt mir mit klopfendem Herzen um den Hals.

Ich kann Ihnen unmöglich die Freude nach der ersten Bestürzung beschreiben und auch ich war so froh, wie ein König und plauderte bis in die halbe Nacht mit meinem lieben Freunde.

Am folgenden Tage besuchte ich Hannemann, Tiedemann[1]), Jankiewitz und andere, und alle freuten sich, daß ich da war.

Jetzo noch etwas von meiner Einrichtung. Ich logiere mit Kyber vier Treppen hoch, die Aussicht ist sehr schön und das Zimmer kommt ohne Heizung 20 Thaler. Für den Mittagstisch bezahlen wir die Person wöchentlich ohngefähr 20 M. rigisch, abends ißt man gar nichts, oder ein Butterbrod.

Collegia kann ich vor Ostern nicht mehr frequentieren, außer, wenn ich zu Gast (als ein hospitierender) hineingehe, welches ich auch schon in Leipzig und Dresden gethan habe.

Soweit vor das Mal. Verzeihen Sie, daß ich so weitläufig geworden bin, und doch hab ich nicht den vierten Teil geschrieben, was ich schreiben wollte. In Dresden hatte ich einen Brief an Sie schon fertig gemacht, allein, da es ungewiß war, ob ich in Dresden bleiben würde und da ich endlich meinen Entschluß umänderte, konnte ich ihn nicht fortschicken. Ich weiß gewiß, Sie werden mich selbst entschuldigen, daß ich nicht eher habe schreiben wollen, als bis ich sagen könnte: ich bin endlich gesund und wohlbehalten in Jena angekommen. Gott sei Dank!, daß ich das nun sagen kann und jetzt weiter keinen Wunsch habe, als daß Sie, mein verehrungswürdiger Herr Aeltester und alle Ihre lieben Angehörigen, meine Eltern und Freunde und alle, die ich hochschätze, recht wohl, recht wohl sich befinden möchten. Ihr gehorsamster Diener Karl Graß.

---

[1]) Paul Tiedemann, geb. in Riga 8. Aug. 1766, studierte 1785—89 in Jena Theologie, Pastor an der Johanniskirche in Riga, gest. 1822.

4. Aus dem akademischen Leben in Alt-Jena 1786—90.

(Die Professoren — Die erste Predigt — Die Studenten — Auszug aus dem Stammbuch — Der Studententumult 1790).

Eine Anzahl Briefe und Tagebuchaufzeichnungen berichten von Graß' Studentenleben in Jena. Er wohnte zuerst im Richterschen Hause am Löbder Tor, 4 Treppen hoch. — Hören wir im Brief an den Vater vom 24. Sept. 1787 die Schilderung der Professoren: „Jetzt will ich Ihnen auch meine vorzüglichen Lehrer schildern: Hofrat Eichhorn, ohnweit Weimar gebürtig, ist Professor der orientalischen Sprachen und liest außer der Exegese des A. u. N. T. über jede derselben, die zur genaueren Kenntnis der Sprache der heiligen Schrift gehört, arabisch, syrisch, chaldäisch, auch liest er Literatur und Universalgeschichte. Er ist ein einnehmender Mann, besitzt seinen Geschmack, weitläuftige Kenntnis seines eigentlichen Faches und hat fast den schönsten Vortrag. Er liest über das N. T. drei halbe Jahre und trägt seine Meinungen sehr freimütig vor. Hofrat Ulrich — im philosophischen Fach. Ein denkender thätiger Mann, auch aus dieser Gegend. Er hat fast über alle Fächer der Philosophie geschrieben und in manchen Wissenschaften wie im jure naturae sich eine ganz neue Bahn gebrochen. Unstreitig gibt er sich die größte Mühe, seinen Zuhörern die Kunst zu denken und nach weisen festen Grundsätzen zu handeln, beizubringen. Ich habe bei ihm Logik und metaphysische Physik und Moral gehört und werde nun natürliche Theologie, philosophische Anthropologie und in den Ferien die Lehre von der Freiheit hören.

Der Geheime Kirchenrat Griesbach — liest Kirchengeschichte, Exegese des Neuen Testaments und populäre Dogmatik, hat auf einer Reise nach Italien, wo er die alten codices studiert hat, sich Geschmack und Kenntnis neurer Sprachen gesammelt. Die Ausgabe seines griech. N. T. mit beigedruckten Varianten und kritischen Anmerkungen hat seinen Namen vorzüglich berühmt gemacht, denn diese Ausgabe ist wegen ihrer Vollständigkeit und Korrektheit fast die einzige in ihrer Art.



Graß' Schwester Charlotte,
nach der Zeichnung von Karl Baehr. 1830.

D. Döderlein, aus Altorf, ein Mann, dessen Verdienste in der Dogmatik und Moral zu bekannt sind, als daß ich was davon zu sagen wüßte. Ich werde die Dogmatik jetzt bei ihm hören und im Osterhalbjahr die theologische Moral. Außerdem will ich noch in diesem halben Jahr Kirchengeschichte und medizinische Anthropologie bei Herrn Hofrat Loder hören. Freilich bekam ich alle Hände voll zu thun, aber die Zeit des Studierens ist kurz, das Heer von Kenntnissen unendlich groß, die ein nur mittelmäßiger Gelehrter wissen muß. — —

1789 den 23. April gibt Graß die Gründe an, warum er nicht nach Göttingen geht: Überdem hat sich hier manches geändert. Herr Paulus, ein junger Orientaliste aus Tübingen ist hier an Eichhorns Stelle angestellt. Herr Rath Schiller, der Mann von so großem Genie ist hier Professor der Geschichte, Vogt aus Gotha Professor der Mathematik worden. Ferner dürfte der Bericht von Graß über seine erste Predigt am Silvestertage 1787 in Orlamünde von Interesse sein. Es erwies sich, daß der Superintendent Ehrlich mit Graß Vater in Jena Studienkameraden gewesen sind. (Brief von Ehrlich an Graß im Nachlaß). Die erste Predigt wird in einem Brief an den Vater vom 8. Jan. 1788 geschildert. Der Mann (Ehrlich) war außerordentlich freundschaftlich gegen mich und bei Erwähnung dessen, daß ich die Absicht gehabt hätte zu predigen — muß ich ihm mein Conzept zeigen. Es war etwas lang, er las es indes doch ganz durch und bedauerte, daß am Neujahrstage die Reihe an den Herrn Diakonus wäre, bot mir aber zugleich seine eigne Stelle am letzten Sonntage im Jahr (1787) an. Zwei Tage waren nur noch übrig. Ich hatte einen freien Text gewählt und sollte jetzt das Evangelium nehmen, ich sollte in einer kleinen Stadt auftreten, wo es aber doch viele gescheite Leute gibt und das alles zum ersten Mal. „Baile tapat irr“ (lettisch: die Angst ist dieselbe) sprach ich zu mir selbst (denn Sie müssen wissen, daß ich in allen solchen Casibus gewöhnlich lettisch mit mir consulire) — indessen dacht ich wieder: Deews palidsehs (Gott wird helfen) und nahm es an. Den Abend brachte ich noch in dem Städtlein froh und fröhlich zu, aber am Morgen um 5 Uhr arbeitete

ich meine Predigt um und wurde, ohngeachtet ich einen Besuch von Landsleuten bekam, glücklich gegen abend fertig. Den folgenden Tag memoriert ich und ohngeachtet meines schwachen Gedächtnisses ging es doch ziemlich gut. Kein Mensch durfte mich stören, so sehr waren meine Freunde für mich besorgt. Der Sonntag kam heran, ich verrichtete mein Morgengebet und machte mich auf den Weg. Mein Freund ging mit und ihm war herzlich bang meinetwegen zu Mut und ich muß gestehen, mir selber pochte etwas das Herz. Indeß faßte ich wieder Mut und bestieg ruhig die Kanzel. Die Kirche war brechend voll, denn die Nachricht, daß ein Fremder, und zwar ein Livländer, predigen würde, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Die Neugierde hatte also viele herbeigelockt (denn die gemeinen Leute glauben, in Livland würde kein Deutsch gesprochen). Es war eine feierliche Stille, die meine Seele mit Andacht erfüllte und gottlob, es ging besser, als ich's vermutet hatte. Meine Predigt hatte mehreren Beifall, als sie verdiente und hierzu gab vielleicht auch der kleine zufällige Umstand Anlaß, den ich nachher erfuhr. „Fragt den Greis!" so hieß eine Stelle, „er wird euch lehren, wie kurz das Leben ist." Bei diesen Worten zeig ich ohne mein Wissen auf den ältesten Mann in der ganzen Gegend, der mir gegenüber gesessen und bitterlich zu weinen angefangen hat, da ich diesen Angriff auf sein Herz gethan. Der Vortrag dauerte ohne Gebete eine Stunde weniger zehn Minuten. Aber die Materie war zu wichtig und es ist hier was sehr Gewöhnliches, daß über eine Stunde gepredigt wird. Soviel und vielleicht schon zu viel von meiner Predigt. Den Mittag speiste ich beim Superintendenten, er sprach einen Glückwunsch über mich aus und setzte mich fast in Verlegenheit durch sein herablassendes Wesen. — Wie heißen Sie denn eigentlich, sprach er, als wir nach Tisch eine Pfeife Tabak rauchten. Ich sagte: Graß. Ich hab, sagte er, auch mit einem Graß studiert, aber das kann der nicht sein. Wie alt ist Ihr Herr Vater, fragte er weiter, ich sagte nahe an 70. Nun sagte er, so könnte er es doch fast sein — er war schon ziemlich in die 30. — Richtig, rief ich aus. Er hatte auch noch einen Stubenburschen, einen Russen Besbo-

rodko. Das ist er, das ist er, brach ich aus. Noch eins, sagte der Herr Superintendent: er hat in mein Stammbuch geschrieben: Man spricht es sei kein Gott .... weil David dies von allen Narren spricht usw., nun zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß Sie es wären lieber Vater! O wunderbar sind die Wege der Vorsehung, rief der Mann aus und umarmte mich und sagte: ich umarme meinen Freund in seinem Sohn. Es war wirklich ein feierlicher Augenblick ... Der alte Superintendent fing an: Es war ein recht frommer Studente und machte immer den gesetzten, wir speisten zusammen im Convict am 5. Tische ... Graß berichtet weiter: er war gegen mich ein zweiter Vater gleichsam und bot mir sein Haus zum Aufenthalt im Sommer an. — Ebenso rührend ist Graß Begegnung mit einem alten Dorfpfarrer Hempel, mit dem Graß' Vater gleichfalls studiert hat. Er empfängt Graß mit den Worten: Das ist er, wie er leibt und lebt, das ist der Herr Papa sein Ebenbild und weist sein Stammbuch mit des Vaters Inschrift.

Vom Studentenleben in Jena berichten viele Briefe. Graß hat sich keinem Orden[1]) angeschlossen. Das rohe Burschenleben der damaligen Zeit mit seinem Trinkkomment und den Mensuren stieß ihn ab. Er lebte still und regelmäßig und hat gewiß seine Studien in befriedigender Weise absolviert, immer wieder dringt der Hang zur Malerei und Dichtkunst durch, denen er sich in der freien Zeit hingab, doch verkehrte er auch viel mit Kommilitonen, namentlich Landsleuten aus Livland und Kurland. Davon geben die zahlreichen Eintragungen ins Stammbuch ein Zeugnis. Wir lassen etliche von ihnen folgen; speziell solche von Landsleuten und einige andere interessante Eintragungen.

1. (Inschrift des Rektors des Rigaschen Lyceums).

Γνῶθι, ἑταῖρε, τὴν ὑπερβάλλουσαν τῆς γνώσεως ἀγάπην τοῦ χριστοῦ, ἵνα πληρωθῆς εἰς πᾶντο πλήρωμα τοῦ θεοῦ.

Scr. Rigae	In memoriam scripsit Joannes Christia-
XVI Cal. Octobr.	nus Fridericus Moritz, Rector Lyc. Imp.
MDCCLXXXVI	C. Diaconus ad aed D. S.

[1]) Die damaligen Studentenkorporationen.

2. Der Geist jedes abgeschiedenen Tages umschwebt am Abende unser Lager und lächelt als ein Engel, oder drauf als eine Furie.

Lächl' er Dir immer als Engel, dies wünscht Dir aus voller Seele Dein

aufrichtig Dich liebender Freund
Joh. Crist. Dav. Moritz —
D. Sch. W. B. aus Liefland

Riga, den Abend vor Deiner Abreise im Jahr 1786.

(Inschriften der Landsleute).

3. Jedem, was recht ist.

Otto Benj. Rosenberg
aus Kurland
Jena im April 1791.

4. Des Schicksals Zwang ist bitter,
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo ist die Macht auf Erden?
Was es zu thun — zu leiden uns gebeut,
Das muß von uns gethan, das muß gelitten werden.

Wieland.

Ewig Dein Freund
Jena im März 1790. F. W. Beuthner.

5. Trennung hier — dort Wiedersehn.

Denkmal inniger Freundschaft
von Karl Anders
D. R. B. aus Liefland,

Jena, d. 24. Juli 1788.

6. Das Bewußtsein, rechtschaffen gehandelt zu haben, sei unser Sopha im Leben und unser Ruhekissen beim Hinüberschlummern.

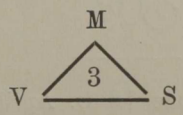
Vergiß nie Deinen Dich liebenden
G. J. Lado aus Riga
Jena, im März 90. D. R. beflissener

7. O Zerbrechlichkeit, Dein Name ist auch — Mann!!!
Mein lieber bester Bruder, sollen die angenehmen frohen Stunden, die ich hier und auch in Deiner Gesellschaft genoß, meinen Herzen und Gedächtnis entfliehn.

Ewig Dein J. J. Tiling, der
Ph. b. aus Mitau in Kurland

Jena, 28. Aug. 1788.

Vivat Curonia!
Vivat libertas!



8. Diese Welt ist nicht die beste,
Soll auch nicht die beste sein;
Diese Welt lud ihre Gäste
Nur auf wenig Stunden ein.

Zum Andenken schrieb'
Dein aufrichtiger Freund
K. Schwendson aus Livland.

Jena, 12. April 1790.

9. Der Freuden Gefährte ist — Schmerz.

Dein Dich hochschätzender Freund
und Bruder
Adam G. J. Conradi aus

Jena im April 1791. Kurland.

10. P. S. 9, 7.
So gehe hin und iß Dein Brod mit Freuden,
Trink Deinen Wein mit gutem Muth,
Denn Dein Werk gefällt Gott.

Zur freundschaftlichen
Erinnerung an Deinen
Freund Bilterling, d. G. G. K.

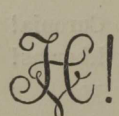
Jena, d. 20. April 1791. aus Kurland.

11. Zum freundschaftlichen Andenken an Deinen Dich ganz zärtlich liebenden Freunde

Bismarck, D. G. G. B.
aus Kurland.

Jena, d. 18. April 1791.

12.



3.

Ede, bibe, lude
Post mortem nulla voluptas
In memoriam scripsit
haec pauca
Tuus C. W. Bock
Theol. Studios. Curonus.

Jenae 18 D. Aprilis
MDCCLXXXXI.

(Von Seume, Verfasser des Spaziergangs nach Syrakus).

13. Das Herz der Menschen faßt der Freunde nur wenig; aber der rechtschaffene Mann ist so gut, als der besten einer.

Zum Andenken an einen Mann,
der Sie schätzt.
Seume.

Von Interesse dürfte ferner der Brief an seinen Freund Tiedemann sein, der einen großen Studententumult beschreibt. Jena 1790. Ich will Dir die versprochene Historie des Tumultes erzählen. Die Veranlassung war gering — aber aus kleinen Ursachen entstehen große Begebenheiten. Ein paar Kümmel-Türken[2]) hatten Buden eingeschmissen — den folgenden Tag kommt die Wache, 40 Mann stark. Die Kerle wurden auch zornig und provozirten: Kommt heraus, Lausejungen. Zum Unglück gehn einige von unsern Landsleuten, Stürmer aus Erfurt und Bornwasser[3]) über dem Markt. Die Schnurren mit

[1]) Zirkel der Jenenser Curonia: Vivat crescat floreat curonia Jenae.

[2]) Studenten, die in Jena oder der Umgegend geboren und zu Hause sind.

[3]) Peter Friedrich B. geb. in Estland 1770, stud. seit 1789 in Jena † als Pastor zu Karolen in Livland 1823.

ihren Stangen auf sie los; schlagen Löcher, Rosenthal — windet einem Unteroffizier den Degen aus der Hand — eigentlich aus der Scheide — obgleich ein anderer wirklich mit dem Degen gehauen hatte. Den folgenden Tag stürmte alles zu Schütz[1]). Gegen 30 Personen, die einzeln angefallen sein wollten, liefen zusammen. Es wird protocollirt. Meck tritt auf und beginnt: Ich bezeuge, daß die Schnurren — die herzogliche Wache — fällt Schütz ein und Beck incidenter: könnt man sie nicht Sbirren nennen? — Meck fährt fort: ich bezeuge, daß also die herzogliche Wache gestern unter meinem Fenster —: Die Soldaten werden auch verhört. Fidler ist himmelangst und schwört, er habe keine Order zum Einhauen gegeben. Es wird einstweilen Satisfaction versprochen — aber auch Miene gemacht, die Sache auf die lange Bank zu schieben. Kaum verbreitet sich diese Meinung, als schon hunderte sich Nachts im Paradies einstellen wollen. Dunkle Nacht. In größter Stille versammelt man sich. Schon stehn sie in Reih und Gliedern, als ein junger Mensch mit fürchterlicher Klinge gelaufen kommt und frägt: Wer ist Anführer? — Alle wie einer antworten: Ich weiß nicht. Endlich erkennt man ihn, Ruprecht aus Frankfurt. — Was haben sie für einen Plan? frägt er — und glaubst Du es wohl, Niemand hatte daran gedacht. Diese Frage, sein Feuer, sein Säbel qualifizirten ihn zum Anführer. Das 2te Corps — mit den Klingen, das erste Corps mit scharfgeladenen Pistolen, den Hintertrupp machten Ofengabeln und Blomberg führte an: Wunderst Du Dich nicht, wenn Du Dich erinnerst, daß eben dieser vor 3 Jahren vor der Schildwache ausriß? Niemand ahndete indessen, was geschehen soll, Todtenstille in Jena. Auf einmal bricht Schrekken und Angst herein, denn mit so gräßlicher Stimme erschallt es: Licht weg! daß selbst der Mond reisaus nimmt. Die Lichter verlöschen. Die Angst aber fesselt viele so sehr, daß sie nicht schnell genug das Licht auslöschen können, als schon ein Heer von Steinen hineinfliegt.

---

[1]) Christian Gottfried Sch. geb. 1747, Professor in Jena 1779—1804, dann 1804 in Halle, † 1832, der berühmte Philologe, Begründer der allgemeinen Literaturzeitung, an der Kant, Schiller, A. W. Schlegel mitarbeiteten.

Trütschlern wurden die Fenster solenniter eingeworfen, in der „Sonne“ nicht. Das sind Freunde, rief der Anführer, überhaupt mit Kleinigkeiten gebt euch nicht ab, mit den Schnurren haben wir's zu thun. Man sang ein paar Lieder und nun wurde ein Kreis geschlossen. Tumult, Tumult scholl's aus dem Gedränge. Es lebe die akademische Freiheit — wurde gerufen und nun war's stille. Mit einem Male reißt K. sich los: Brüder, geht nach Hause, wir haben uns Treue geschworen und müssen abwarten, welche Satisfaktion man uns giebt — und Alles, denk Dir den überraschenden Anblick — obgleich alle vor Zorn glühten ging feierlich auseinander. Die Akademie war sehr erfreut über den glücklichen Ausgang dieses Abenteuers. Griesbach[1]) nur verlangte im Konzil strenge Untersuchung und allgemeine Bestrafung. Der alte Succow[2]) tritt aber auf: H. Geheimer Kirchen Rath, wenn's nach ihrem Kopf immer gegangen wäre und gehen sollte, — so wird unsere Academie in einem Jahr, wie sie vor 5—6 Jahren war. Es sind junge Leute und man kann sie nicht, wie ansässige Bürger behandeln, sie wollen auch ihre Freiheit und müssen auf eine edlere Art gelenkt werden. Darauf nimmt der Geh. Kirchenrat Hut und Stock und marschiert zum Tempel heraus. Indessen hatte die Academie ein langes und breites, aber schwankendes Versprechen der Satisfaktion vorgeschlagen. Ruprecht nimmt nun öffentlich sich der Sachen an und man unterhandelt mit ihm. Er schreibt an Loder[3]) und verlangt bestimmte Erklärung. Loder antwortet in einem langen Brief, verspricht alle mögliche nur zu verlangende Satisfaktion auf sein Ehrenwort und schickt einen Brief des Ministers mit. Um 1 Uhr versammeln sich gegen 400 Burschen auf dem Markt und über 600 stark ziehen sie in's Paradies. Die Landsmannschaften werden gestellt, jeder apart, die Briefe vorgelesen. Selbst die Ungarn nehmen teil und sagen:

[1]) Johann Jakob Gr. geb. 1745, seit 1775 Professor der Theologie in Jena, † 1812. In seinem Gartenhause lebte Schiller längere Zeit.

[2]) Lorenz S. geb. 1722, seit 1756 Professor der Physik und Mathematik, † 1801.

[3]) Friedrich Christian L. geb. 1753 in Riga. 1782—1803 Professor der Anatomie in Jena. † 1832 zu Moskau, der berühmteste Anatom Deutschlands zu seiner Zeit.



Das Gut Ponjemon,
nach der Zeichnung von Johanna Graß, späterer Frau Dr. Kersting. 1856.

auch wir können dreysik Mann stellen. In diesem Aufzug geht's wieder auf den Markt. Indem kommt Schütz und wird von der ganzen Menge umringt. Du kannst Dir seine Verlegenheit denken. Er gab gute Worte und es wurde Vivat über ihn gerufen.

Soviel im Allgemeinen. Schütz lief zu Griesbach und Loder ließ sich mit Studenten ein, besonders mit unserm Blomberg, der sich bei der Sache ein großes Air zu geben wußte. Denk Dir nur, was er er zu Loder sagt: Herr Hofrath, bedenken Sie das Unglück, wenn es zur Schlacht kommt. Ich will Ihnen eine Vergleichung sagen. Wenn ein Edelmann bei uns 50 Bauern hat — so können die 50 Bauern immer weit eher umkommen als der eine Edelmann, sein Leben hat 50 mal mehr Wert. Dasselbe Verhältnis ist nun, wenn ein Bursch umkommen sollte gegen 40 Schnurren. Wie gefällt Dir dies Raisonnement? Sollte Leiser jemals so etwas Unsinniges behauptet haben? Wenig Tage darauf giebt Loder Cassencommers und hat Ruprecht die Erlaubnis gegeben, einige mitzubringen. Er bringt also Blomberg, Lutzau[1]), Dahl[2]) aus Petersburg, Schröder[3]), Reich, Mausolan und Pfuhl mit. Diese Kerls nehmen gleich Pfeifen und Pfuhl streckt sich auf dem Sopha aus und raucht. Weil nun Loder die Gewohnheit hat das Wort zu führen — so fängt immer einer mit ihm an — sobald er ihm ins Wort fällt, fallen alle ein, er vergißt, was er hat sagen wollen und muß den ersten fortreden lassen. Ich bin bald drei Jahre hier, hebt Lutzau an, aber solche Einigkeit hab ich unter Burschen nicht gefunden — einer wie alle. Loder: Das ist nicht gut. Dahl: Unsere bürgerliche Ruhe und Sicherheit ist gekränkt und wenn man so gegen uns verfahren will, da möcht der Teufel hier Bursch sein. Loder: Ich gehe selbst weg, wenn keine Satisfaction er-

[1]) Heinrich Carl, geb. 1767 zu Mitau, stud. 1787—92 Theologie in Jena, † 1839 als Pastor in Kahden in Kurland.

[2]) Heinrich D. geb. 1770 in Estland, stud. 1789—93 in Jena Jura, war Anführer beim großen Studentenauszuge aus Jena nach Erfurt 1792, bekannt durch sein trauriges Schicksal unter Kaiser Paul I. † 1807 in Warschau.

[3]) Johann Carl, geb. zu Riga 1771, stud. 1788—92 Theologie in Jena, † 1840 als Pastor zu Lemsal.

folgt. Ruprecht: Das ist auch die Meinung der Burschen — ein Teil will Abzug aus Jena mit klingendem Spiel, ein anderer Tumult. Reich: Probieren Sie es, wir lassen uns, wie wir hier sind, gutwillig arretieren, was daraus werden wird. Loder: Bewahre Gott im Himmel. Pfuhl: Gott straf mich, Herr Hofrat, ich lade mir drei Kugeln und wer sie kriegt, der hat sie. — Aus dieser kleinen, aber wörtlichen Skizze kannst Du Dir das kunstvolle Gespräch denken. Loder hat wie auf Kohlen gesessen. — Die Kerls haben Caffe gesoffen und geraucht, was das Zeug hielt und Loder, der doch lesen sollte, getraute sich nicht eher aufzubrechen, als bis sie selbst gingen und das war ein Viertel nach dem Schlage. Die Academie war jetzt wirklich in Angst. Goethe kam herüber — die Soldaten sollten (ihrer 5) 14 Tage bei Wasser und Brot sitzen und 25 Prügel bekommen. — Die Bursche protestirten dagegen und ihrer 80 arretirten denselben Abend zwei besoffene Grünröcke, die ihre Säbel gewetzt und gedroht hatten. — Alles neigte sich zum Tumult und nachher zum Abzug. — Indessen kam der Herzog aus Berlin. Schütz und Loder, Ruprecht, Blomberg ritten mit. Am Abend kamen 5 Offiziere, 2 von ihnen hatten Ordre jedem Unteroffizier 25 Hiebe mit dem Degen zu geben, einer wurde gar cassirt. Die ganze Compagnie — und dies war das härteste — mußte am andern Morgen um 6 Uhr nach Eisenach. Die Kerls sind toll vor Wut geworden, aber das ist noch nicht alles, die Beleidigungen von Seiten der Burschen wurden nachdrücklich verboten, aber die begangenen nicht gerächt. Trütschler, der dicke Hauptmann, erhält seine Demission und muß von 500 Thalern sich auf 200 Pension einschränken. Die Vorbitte einiger Studenten hat bis jetzt noch nicht geholfen. Diese eclatante Satisfaction hat aller Gemüter besänftigt. Schütz hat die Anführer der Burschen bei sich regalirt und ihnen viele Elogen gemacht. Denselben Abend riefen über 200 Burschen ihm ein Vivat und zuvor dem Herzog auf dem Schloßplatze aus. — Succow und Vogt[1]) sind auf Seiten der Burschen gewesen, hernach auch Loder, darauf

[1]) Johann Heinrich, geb. 1751, seit 1789 Professor der Mathematik in Jena, † 1823.

ist Eckard[1]), der anfangs für sie war, von ihnen abgetreten. Loder hat sich sehr thätig gezeigt und gewiß viele mit sich ausgesöhnt, wie wohl er hier auch allerhand Kunstgriffe gezeigt hat. Die unkluge oder notwendige Verpfändung seines Ehrenworts hatte ihn zu sehr verwickelt. — Du wirst müde sein hiervon mehr zu lesen, aber doch muß ich Dir noch einiges sagen. Dahl aus Petersburg hat sich bei diesen Sachen als einen vortrefflichen und entschlossenen Charakter gezeigt. Die Überzeugung von der Rechtmäßigkeit der Forderung überwog seine stärkste Leidenschaft, die Liebe zu seiner Braut in Petersburg, und er wagte sein Leben. Meck war nicht für den Tumult und machte dem Dahl sehr wichtige Vorstellungen, denn der Verlust dieses jungen Mannes war in der That von mehreren Folgen als die ganze Sache von Wert. — Harold, der in Berlin mit Schröder studiert hat — war zu allen bereit, Pantenius nur für den Abzug und im Fall einer geschleppt wurde, so auch ich. Stegmann ohne Lehrbergs[2]) Wissen war doch mit zum Tumult gegangen und hatte sich mit Sand versehen. Carlblom[3]) auch dabei. Durch diese Affaire ist aber unter unsern Landsleuten große Trennung, weil wir einen Sprecher, damit nicht Blomberg eigenmächtig handelte, wählen wollten und nun 2 Parteien Dahlianer und Blombergianer waren, die durch invidiöse Namen von Landsmannschaft, Seniorat sich schabernakten. Es folgte daher eine schriftliche Erklärung von unserer Seite, die sehr bitter und sehr komisch wegen der verhinderten Anmerkung war. Pantenius hat die Acten. — Eine andere Folge ist, daß seit der Zeit keine Schlägerei vorgefallen ist — so sind alle gleichsam verbrüdert worden, die sich sonst balgten. — Eine dritte Folge — Ruhe und Ehre der Studenten, Respekt von Seiten der Soldaten und Philister und von Seiten der Academie — stille aber große Reclame zu einer

[1]) Johann Ludwig v. E. geb. 1732, seit 1783 Professor der Rechte in Jena, † 1800.

[2]) Anton Christian L. geb. 1770 zu Dorpat, † 1813 als Akademiker in Petersburg, der ausgezeichnete Forscher auf dem Gebiete der ältesten russischen Geschichte.

[3]) Johann C., geb. 1767 in Estland, stud. in Jena Theologie bis 1787, † als Pastor zu Testama in Livland 1812.

Reform und Goethe hat gesagt: es wird mal Zeit. — Weiter darf ich nicht ins Detail gehen, obgleich ich viel interessante Züge gesammelt habe. Merkwürdig war es, daß gerade Salzmann[1]) um die Zeit mit seinen Zöglingen hier war. Es muß ihm doch aufgefallen sein, daß die Professores die Gesundheit der Burschen getrunken, Griesbach mit Pfuhl auf die akademische Freiheit angestoßen. Ich selbst wohnte einem kurzen, aber erbaulichen Gespräch bei. Ein Gewisser sagte: es ist doch merkwürdig, daß Salzmann gerade zum Tumult hergekommen ist. Die Antwort bestand in einer Frage: Sollte er wirklich deswegen hergekommen sein? Ein pecus campi hätte nicht einfältiger fragen können.

---

5. Freundschaft mit Schiller und seiner Gattin.

Graß hatte Schiller, wie wir gehört haben, bereits auf der Durchreise durch Dresden nach Jena kennen gelernt. 3 Wochen war Graß in Dresden geblieben. Die Übermacht der Persönlichkeit Schillers hatte es ihm angetan. Er wäre am liebsten ganz hier geblieben, mit schwerem Herzen reißt er sich los und die Vorstellung der Pflicht zwingt ihn nach Jena zu gehen. Im Sommer 1789 wird Schiller Professor in Jena. 22. Februar 1790 vermählt er sich. Graß hatte den Plan gehabt, seine Studien in Göttingen fortzusetzen, aber der Umstand, daß „der Herr Rath Schiller, der Mann von so großem Genie" nach Jena kam, veranlaßte ihn, seinen Plan zu ändern und hier zu bleiben (Brief an den Vater, Jena, den 23. April 1789). Gewiß hat Graß der denkwürdigen ersten Vorlesung Schillers in Griesbachs Auditorium beigewohnt (26. Mai 1789).[2]) Es scheint, daß er sehr bald bei Schiller Besuch machte und freundliche Beziehungen zu ihm gewann. Am 28. März 1790 schrieb Schiller ihm nachstehende Verse ins Stammbuch (im Besitz des Fräuleins Maria Kersting-Karlsruhe, abgedruckt in Otto Harnack:

[1]) Christian Gotthilf S., der berühmte Pädagoge und Gründer der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, geb. 1744, † 1811.

[2]) Siehe Wychgram, Schiller, S. 262.

Die Kunst lehrt die geadelte Natur
mit Menschentönen zu uns reden,
in todten seelenlosen Orden
verbreitet sie der Seele Spur.
Bewegung zum Gedanken zu beleben,
der Elemente todtes Spiel
zum Rang der Geister zu erheben,
ist ihres Strebens edles Ziel.
Nehmt ihm den Blumenkranz vom Haupte,
womit der Kunst wohlthätge Hand
das bleiche Trauerbild umlaubte,
nehmt ihm das prangende Gewand
das Kunst ihm umgethan, — Was bleibt der Menschen Leben?
Ein ewig Fliehn vor dem nacheilenden Geschick,

ein langer schöner Augenblick!
O wie viel schöner, als der Schöpfer sie gegeben,
gibt ihn die Kunst die Welt zurück!

Jena den 28. März 1790

Schiller.

Die klassische Ästhetik der Deutschen, Leipzig 1892, Faksimilebeilage; Bellermanns Schillerausgabe IX S. 118; Baltische Monatsschrift 1899)

Die Kunst lehrt die geadelte Natur
Mit Menschentönen zu uns reden,
In todten seelenlosen Öden
Verbreitet sie der Seele Spur.
Bewegung zum Gedanken zu beleben,
Der Elemente totes Spiel
Zum Rang der Geister zu erheben,
Ist ihres Strebens edles Ziel.
Nehmt ihm den Blumenkranz vom Haupte,
Womit der Kunst wohlthätige Hand
Das bleiche Trauerbild umlaubte,
Nehmt ihm das prangende Gewand,
Das Kunst ihm umgetan — was bleibt des Menschen Leben?
Ein ewig Fliehn vor dem nacheilenden Geschick,
Ein banger letzter Augenblick!
O wie viel schöner, als der Schöpfer sie gegeben,
Gibt ihn die Kunst der Welt zurück.

Friedrich Schiller.

Graß hat offenbar im Schillerschen Hause viel verkehrt und hat sowohl Schiller, als seiner Gattin nahe gestanden. Otto Harnack nannte ihn geradezu „den Hausfreund".

Im Tagebuch finden wir leider nur wenige Spuren.

Es heißt 1791 am 16. Januar, Sonntag. „Unser theurer Schiller ist krank an der Lungensucht."

Sonntag, den 23. Januar. Herr Le Bon[1]) kam zu mir und brachte eine Empfehlung von Schiller, ich möchte doch zu ihm kommen, wenn nicht seinetwegen, doch wenigstens seiner Frau zu Gefallen, die einige Monate in der Schweiz gewesen

[1]) Gustav Behaghel von Adlerskron, geboren 1767 auf dem Gute Friedrichshof in Livland, war im russischen Militärdienst bis zum Kapitän der Garde avanciert. 1788 kam er wegen einer Erbschaft nach Deutschland, studierte $1^1/_2$ Jahre in Jena und gehörte gleichfalls zu Schillers Jenaer Freundeskreise (Siehe Briefe in „Charlotte von Schiller". 1867. III. S. 76—94.) Später ist sein Leben in Wohlstand und Behagen verlaufen und erst 1842 ist er im Alter von 75 Jahren in Friedrichshof gestorben.

und große Freundin von Zeichnungen ist. Würklich hatt' ich lang den Vorsatz gehabt. Ich war sehr darüber erfreut, daß ich das Ansehen der Zudringlichkeit vermied und konnte mich hiermit in Beziehung auf seine Krankheit um so mehr entschuldigen. Er lag auf dem Sopha, sah bleich und eingefallen aus und hustete schwer, welches mich fast erschreckte. Ich mußte, wie natürlich, von meiner Wanderung erzählen und er hörte, welches, da er nicht selbst sprechen darf und nicht wohl kann, ihm angenehm zu sein schien. Vom Chorh. Steinbrüchel meinte er, er wäre bloß Schulmann; er hatte nemlich fast zu gleicher Zeit mit ihm aus dem Euripides übersetzt und Steinbrüchels Übersetzung dabei verglichen. Lavater nannte er einen Komödianten und bestätigte mein Urtheil über ihn. Ich ließ meine Zeichnungen da, welches mir wegen der vielen jetzt hinkommenden Fremden nicht lieb war.

Montag, den 24. Januar.

Die Schiller'sche Recension der Bürger'schen Gedichte gelesen, eine Präservativ gegen alle poetischen Thorheiten, und excerpirt. ... Um halb vier bei Schiller. Viel mit seiner Frau gesprochen, die recht sanft und brav scheint. Sie zeigte mir einen Versuch der neuen Mondlandschaften. Schiller sprach wenig und schlief etwas. Beim Weggehen sagte er: Freue mich, Sie gesehen zu haben. Nottbeck kam hin.

Im März 1791 zog Schiller auf mehrere Monate zur Erholung nach Rudolstadt. Graß suchte ihn hier auf und hatte Gelegenheit, der Gattin des Dichters bei der Pflege des Kranken hilfreiche Hand zu leisten. Es waren ihm unvergeßliche Augenbicke. Geradezu ergreifend ist die Erinnerung an Lottes treue Pflege (Charlotte von Schiller und ihre Freunde. S. 156, Otto Harnack: Unser Schiller S. 205. Baltische Monatsschrift 1899). „Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebten, tief eingeprägt. Er hatte, so viel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie (Charlotte) befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche

Übersetzung des 4. Buches der Äneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thüre, sich nach Schiller umzusehen. Sie sahen ihn also daliegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen und ebenso leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor seinem Bette hin. Ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie mit Leidenschaft, da umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich es wagte, Ihnen eine Scene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte" (geschr. Neapel, 10. August 1805).

In Rudolstadt war es auch, wo Graß von Schiller Abschied nahm. Er hat ihn nachher nicht wieder gesehen. Die Erinnerung davon finden wir im Tagebuch einige Jahre später: Abends beim Wein überraschte mich's, daß heute „Friedrich" war, (14. Nov.), und wenn auch nicht mit Menschen, die den herrlichen kennen, so trank ich doch mit Freunden Schillers Gedächtnis, des unvergeßlichen, der wie ein Sokrates auf seinem Krankenbette mit mir auf Wiedersehen anstieß und mich bis ins Innerste dadurch bewegte. Aus Rudolstadt schreibt Schiller an Gottfried Körner in Dresden über Graß, den 10. April 1791 (Schillers Briefe, herausgegeben von F. Jonas III. 142). „In eben diesem Sommer werde ich dir auch einen anderen jungen Mann schicken, der dich als Künstler interessieren wird. Es ist ein Livländer, namens Graß, der sich einige Jahre in Jena aufhielt, um da Theologie zu studieren. Darin hat er es nun nicht weit gebracht, aber desto weiter im Zeichnen und Landschaftsmalen, wozu er ganz außerordentlich viel Genie besitzt. Goethe hat ihn kennen lernen und er versicherte mir, daß er die Anlage zu einem vortrefflichen Maler in ihm finde. Im vorigen Sommer machte er eine Exkursion in die Schweiz, von wo er ganz begeistert zurückkam. Er wird dir einige Schweizerlandschaften zeigen, die er aus der

Erinnerung hinwarf, voll Kraft und Leben, obgleich nichts weniger, als ausgeführt. Dabei hat er große Talente zur Poesie, wovon du im nächsten Stück der Thalia eine Probe lesen wirst[1]). Er ist ein herzlich attachiertes Wesen, wo es ihm wohl ist, sein Äußerliches verrät in jedem Betracht das Genie.

Ob Graß mit G. Körner in Berührung gekommen, ist uns nicht überliefert. Überliefert ist uns aus dieser Zeit nur ein Brief an Schiller (Charlotte von Schiller und ihre Freunde S. 130):

Arnstadt, den 3. Juli 1791.

An Herrn Hofrath Schiller! Durch Herrn v. Hardenberg[2]), der, ohne daß ich ihn kannte, mein Begleiter nach Arnstadt geworden ist, bin ich so freimütig, Ihnen wenige Worte zu schreiben. Ich freue mich dadurch um so mehr dieser meiner letzten Bekanntschaft in diesen Gegenden, da ohnehin sein gutes unverdorbenes Gefühl, seine wahre Liebe für die Wissenschaft und besonders auch für Sie ihn mir wert gemacht haben. Sie können kaum glauben, wie wir uns oft in dem Gedanken an Sie und Gesprächen von Ihnen so ganz verloren und wie wir so ernstlich das Liebste entbehren und hingeben wollten, um Sie wieder gesund zu wissen. Wenn ich doch mitgehen könnte[3])! Wenn ich doch nicht bloß, weil ich so herzlich und innig Ihnen Genesung wünsche, Ihr Wohlbefinden ahndete!

Wenn ich mir all die Menschen denke, die so theilnehmend dem Augenblicke Ihrer völligen Wiedergenesung entgegensehen und so Vieles mir denke, was ich nicht auseinander setzen will, dann kann ich's mir nicht denken, daß Sie noch lange krank sein können, und ich möchte in heiligem Eifer mit Toby im Tristram Shandy ausrufen: Bei Gott, er soll nicht sterben! O es wird mir ein geweihter Tag sein, an welchem ich höre: Schiller ist wieder gesund! Meine Rückreise nach Jena war über meine Erwartung angenehm. Ich fand die Menschen, die ich vor drei Jahren kennen gelernt hatte, eben so gut und wohlwollend, wie

[1]) „Der Rheinfall".
[2]) Novalis.
[3]) Nach Karlsbad.



Schillers Bildnis
von K. Graß, Jena 1791.

ich sie immer verlassen hatte, und die Gegenden schienen mir weitaus schöner als sonst, vielleicht weil ich seitdem mich weit mehr geübt habe, das Malerische im Formen, Farben, Lichtern usw. wahrzunehmen. Vorzüglich schön fand ich die Gegend von Uhlstädt und ein von der Straße entfernt liegendes Thal, der Reinstädter Grund genannt. Dieser Grund ist wegen seiner Kirschen berühmt, indem das Dorf darin in manchen Jahren für 2000 Thaler Kirschen verkauft hat. Auf diesem Wege hab' ich auch das Gedicht auf den Rheinfall geendigt, aber vollenden kann ich's nicht.

Und hiermit hätt' ich also meine wenigen Geschäfte in Beziehungen auf Sie geendigt, und das glückliche Verhältnis, in dem ich zu Ihnen stand, wäre, wie der frohere Theil meines Lebens vorübergegangen: Ich fühl es mit gerührtem Herzen, wie viel ich Ihnen zu danken habe und wie von Ihnen erwärmt und ermuntert meine Seelenkräfte höher sich zu heben strebten. Daher kann ich sagen, daß Ihr Verlust mir unersetzlich ist, weil nie ein Mensch das über mich vermochte und das in mir wirkte, mit diesem hohen Gefühl für jede Veredlung mich beseelte, wie Sie, theuerster Hofrath. Daher werd' ich aber auch nie die Stunden vergessen, in welchen ich, wenn auch furchtsam Ihnen nahte und die Wehmuth, die mich ergriff. Als ich zum letztenmal auf dem Stuhl gelehnt Sie stumm betrachtete, wird noch oft mein Auge feuchten.

Ich bitte Sie mit der herzlichsten Versicherung meines Dankes der lieben Frau Hofräthin und der Frau Vicekanzlerin mich zu empfehlen. Ich kann Ihnen nicht meine Empfindung über die Liebe dieser trefflichen Schwestern unter einander und zu Ihnen bergen. Es war mir oft, als ob die Frau Hofmeisterin nur eine Tochter und Sie, wie der alte Graf von Gleichen, laut der Sage, zwei Frauen hätten.

Wie vieles hätt ich Ihnen zu sagen und wie manches zu fragen, aber ich bin zu wehmütig gewesen, um mich sogleich sammeln zu können, und es könnte Ihnen vielleicht gerade nicht lieb sein, daß ich jetzt, da ich nicht weiß, wie Ihr Befinden ist, mehr schreibe.

Ich will daher abbrechen und, wenn ich Sie nicht wieder sehe, mich darin beruhigen, daß ich andere kenne, die sich eben so sehr freuen, und es Ihnen eben so sehr danken und vielleicht auch dessen werther sind, in Ihrer Nähe zu sein und zu bleiben, und dank' es auch in dieser Rücksicht meinem lieben Reisegefährten, daß er mich begleitete. Wenn Sie nur für die Welt bleiben, und den Lieben, die um Sie sind und ein näher Recht auf Sie haben, bleiben! Mag auch mich die Welle meines Schicksals zu einem ferneren dunklen Ufer drängen!

Gott helfe Ihnen auf und erhalte Sie uns allen, die so herzlich und innig Sie lieben!

Ihr Freund und Verehrer
Karl Graß.

Das ist leider alles, was über die Freundschaft zwischen Graß und Schiller aus der Jenaer Zeit überliefert ist. Graß ist auch im späteren Leben mit Schiller und mit des Dichters Gattin in Briefwechsel geblieben, und nach Schillers Tode 1805 fährt Graß fort mit Charlotte von Schiller zu korrespondieren. Wir lassen den Briefwechsel weiter unten folgen.

---

6. Beziehungen zu Goethe.

Graß ist in seiner Jenenser Periode auch mit Goethe bekannt geworden. Eine Erwähnung dessen befindet sich bereits in dem Briefe Schillers an Körner. Im Nachlaß finden wir darüber Aufzeichnungen (Jenenser Tagebuch 1791)

Mittwoch den 19. Jan.

Für Müller in Weimar zur Redoute einige Devisen gemacht und besonders für Goethe eine, um vielleicht dadurch eher mit ihm bekannt zu werden. — —

Sonnabend den 5. Februar.

Nachmittag mit Bilterling, Schnabilin, Dietrich und Böhm (Eisenacher) nach Weimar gefahren. Es wurde der Herbstabend

nach einem Manuskript von Iffland gegeben und die Freude war allgemein. Beck spielte ausnehmend schön die Rolle des Peters. Das Stück voll Charakter und Sentimentalität und schönen Situationen gewann für uns Studierende doppeltes Interesse, weil zwey akademische Freunde nach 29 Jahren zusammenkamen und der alten Zeit gedachten. Besonders die Zusammenkunft mit Gaudeamus und die Stammbuchszene. Malkolmi spielte den Lizentiaten Wannek vortrefflich. Die Akklamation machte Marie sehr schön. Mdms. Neumann entzückte durch ihre Unschuld und Natürlichkeit als Ernestine. Abends nach der Komödie war ich bei Müller und schlief daselbst. Lips (Johann Heinrich L. 1758—1817. Maler und Kupferstecher, Professor an der Zeichenakademie in Weimar) hatte mich sehr freundschaftlich aufgenommen und mir versprochen mich zu Goethe zu führen.

Sonntag den 6. Febr. 1791.

Um 11 ging ich mit Lips zu Goethe, der mich vorläufig bei ihm empfohlen hatte. Er war sehr heiter und sagte, da ich hereintrat: Es freut mich Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich sagte ihm dann, wie ich schon lange den Wunsch auf dem Herzen gehabt. Wir sprachen von der zum Reisen nothwendigen Gesundheit. Er sprach mit vieler Ungezwungenheit und verlangte nicht meine Zeichnungen zu sehen, als bis ich sie selbst hervorholte. Er sah sie aufmerksam durch und war bei manchen, besonders den italienischen sehr zufrieden und bat, daß ich sie ihm dalassen möchte, um Sr. Durchlaucht, mit dem er von mir gesprochen, sie zu weisen. Dies machte ihm vielen Spaß, wie Lips sagte, sie nun herumzuweisen und er sieht jedes noch so geringe Blatt mit Aufmerksamkeit durch und studiert es durch. Durch diese Methode lernt er selbst bei Kleinigkeiten und er drückte sich bei einem Bilde von Meyer (Joh. Heinrich, Maler 1759—1832 † Weimar) in Stäfa am Züricher See aus: mit so einem Menschen rückt man doch selbst weiter. Er will jetzt eine kleine Landschaft radieren und es soll unglaublich sein, was er für Sachen durchstudiert hat, bis er über die Manier einig geworden ist. Bei den unbedeutendsten Sachen, sagt L., macht er Bemerkungen, die voll Geist sind und wobei es den, der die Sache

vorher ansah, ärgert, daß ihm auch nicht so etwas beifiel. — Das Gesicht Goethes ist voll Feuer und doch Weichheit, nicht wie bei Herder — Marmor. Sein Auge ist rund und frei, braun, ein dunkler Spiegel, der desto reiner und heller auffaßt. Sein Blick ist oft unmerklich auf Sachen gewandt, die er gar nicht zu bemerken scheint. Er ist noch voll Manneskraft, schnell in seinem Wort und Thun, überlegend, prüfend im Urteil und wenn es nur eine Zeichnung eines Künstlers beträfe, der aber selbst denkt. Lips hat ihn, wie noch niemand vor ihm gezeichnet und sticht jetzt das Bild. Goethe wies uns ein großes Portefeuille mit schönen Sachen, besonders von Kniep, theils in Sepia, theils in einer sehr lebhaften Manier, die aber nicht leicht nachzuahmen ist. Der Künstler legt gleich alles mit Farben an, zeichnet aber vorher die Umrisse mit der Feder. Ohne weitere Anfrage oder Bitte, sagte er: Sie bleiben doch heute hier und möchten vielleicht die Sachen der Herzogin Amalie sehen — und schrieb sogleich ein Billet und es wurde erlaubt, wie auch Goethe mir erlaubte wiederzukommen, weil er mir noch manches weisen könnte. Dieser Mann ist in Weimar, wie ein Gott, aber es ist auch wie ein Gott, nur ein Goethe. Nachmittags um 3 Uhr ging ich mit Müller, Facius[1]), Westermayer[2]) zur Herzogin Amalie. Sie war bei Hofe und wir in ihrem Zimmer allein, wo schon die großen Portefeuille auf der Erde bereit lagen. Das Zimmer war grün, Kniepsche große Landschaften, zwei prächtige Wasserfälle, Oesersche Landschaften, mir mehr als alle Hackerte und Biermann und selbst Kniepe, hingen an der Wand. Die Portefeuille enthielten Kupferstiche von Volpato, viele Landschaften von Kniep, Schütz, römische Antiken oder Ruinen, sicilianische und neapolitanische Gegenden, Compositionen, Fragmente nach Raphael, besonders von Piri, die aber hart waren. Am meisten entzückte mich ein Mondschein von Gido in Neapel, eine Ansicht auf den Vesuv am Meer, unbeschreiblich klar, ohne große Massen, mit Tusche gezwungen, sanft wie hingeblasen. Goethe selbst sagte,

---

[1]) 1764—1843, Stein- und Stempelschneider.
[2]) Historienmaler, 1765—1844.

es wäre ihm unerklärlich, wie das gemacht sei, die Fertigkeit der Behandlung muß alles machen. Der Schaum, dies Durchschimmernde der Wasserstrahlen hinter den Nebeln in den Kniepischen Landschaften, besonders Wasserfällen, ist über alle Vorstellung schön; wie es scheint mit ungemischtem Bleiweiß gezwungen, doch sieht man seine Konturen. Ein Bild nach der Herzogin von Angelika Kaufmann über allen Ausdruck warm und schön. Zwei Stunden lang hielten wir uns auf, der Sachen waren nur zu viel und die Zeit zu kurz. Abends war ich bei Lips, der sehr freundschaftlich war und einiges von seinen trefflichen Arbeiten wies. Er sprach verschiedenes über die gedankenlose Beurteilung von Kunstwerken, von der Freiheit des Künstlers, von den Griechen und ihren Idealen und ihrer Behandlung historischer Stoffe, vom Mangel deutscher gründlicher Kunstwerke — sehr gründlich und scharfsinnig. — — — Er hat einen vortrefflichen Charakter und ist sehr von andern Künstlern verehrt (?).

Ob Graß sonst mit Goethe in Beziehung getreten ist, geht aus seinen Schriften nicht hervor. Nur einmal in Winterthur 1796 am 21. Nov. finden wir die Notiz: Goethe hat mir teilnehmend nachgefragt. Einmal 1801 hat Graß an Goethe einen Brief geschrieben, den letzterer nicht beantwortet hat, denn es heißt 1801 im Tagebuch: Das Jahr verging, ohne daß ich eine Zeile zur Antwort erhielt. Wieviel hätte ein Wort von Goethe über mich vermocht. —

---

7. Besuch bei Frau von Laroche in Offenbach 1790.

Sommer 1790 reiste Graß in die Schweiz, wozu ihm sein Onkel Steingötter das Geld gegeben hatte. Über Kassel, Frankfurt, Heidelberg, Straßburg, Basel, Zürich, Graubünden gelangte er über Mailand nach Genua; Fieber zwang ihn umzukehren und die Schweiz aufzusuchen, Chamonix, Genf und Lausanne besuchte er und war im Dezember wieder in Jena. Wichtig sind seine Bekanntschaften: in Offenbach mit Frau Sophie

von Laroche, der Freundin Wielands, in Stuttgart mit Schubart, der Besuch Straßburgs und bei der Rückreise in die Heimat der Besuch in Hamburg bei Klopstock (Juli 1791). Auch Lavater hat Graß kennen gelernt. Detaillierte Aufzeichnungen bietet Graß' Tagebuch. Bei Frau von Laroche[1]):

Am Sonnabend, den 8. Mai (1790) entschloß ich mich nach Offenbach zu gehen, um die berühmte Sophie von Laroche kennen zu lernen. Die Schilderungen eines gewissen K. waren so enthusiastisch, ihre Tränen bei seinem Abschied däuchten mich so abenteuerlich und schon die Schriftstellerei eines Frauenzimmers konnte mich eher gegen sie als für sie einnehmen. Ich war auch willens, als ich schon mit meinen zwei Freunden nach Offenbach gewandelt war, umzukehren oder nicht hinzugehen aus einer mir eigentümlichen Blödigkeit, dennoch überwand ich mich, um nicht in der Folge dadurch von der Bekanntschaft mit irgend einem interessanten Mann abgehalten zu werden und klopfte an. Ein sehr hübsches Mädchen meldete mich an und ich ward vorgelassen. In einem mit wollenen Decken ausgelegten Zimmer saß ein Frau von mittlerer Größe, schwarz gekleidet, mit einem Flortuch bedeckt, ein Strickzeug in der Hand und ein Buch vor sich liegend. Ich hatte eine sehr alte Frau erwartet und fand eine nicht blühende, aber auch nicht verwelkte und durch ihre Züge äußerst interessante Frau. Sie hat ein braunes und wie ihre Seele reines Auge. Dies habe ich kaum bei einem Gesicht so gefunden. Ihre ganze Miene verrät Geist und Nachdenken, gewisse Bewegungen an den Augenbraunen und ihre Sprache viel Lebhaftigkeit und Bestimmtheit in ihren Gedanken und die unbeschreibliche Heiterkeit in ihren Zügen ein Herz voll Güte, voll Glauben, Liebe. Als ich hereintrat, fragte sie mich mit einem sanften Ton und forschendem Auge: Um Vergebung, wie heißen Sie? Ich heiße Graß und bin aus Livland. — Saggen Sie mir, mein lieber Herr Graß, was hat Sie denn wohl vorzüglich nach Frankfurt geführt? Die Schweiz, sagte ich und dieses mein Wort gab uns zu einem ziemlich langen Gespräch Anlaß. Sie reisen doch die Bergstraße: fragte sie und — setzte

[1]) Geb. 1731, † 1807.

sie hinzu — o! sie müssen Sie reisen. Da kommen Sie nach Heidelberg und da besuchen Sie Herrn Kirchenrat Mieg[1]), einen vortrefflichen Mann. Sie kommen durch eine große und schöne Natur und Sie werden bemerken, daß, je näher Sie der Schweiz kommen, ein immer schöner werdender Anblick Sie erfreuen wird und ebenso werden Sie in den Städten, durch die Sie kommen, die Maßstäbe finden, die Ihnen deutlich verraten, daß Sie einem republikanischen Lande sich nähern. Basel ist die letzte freie Reichsstadt. Von Basel gehen Sie auf Zürich, O! Zürich — was für ein Ort ist das. Welche Lage und welche treffliche Menschen. Ich habe fast nirgends so gute edle Menschen so häufig gefunden, als hier. Lavater ist ein sehr bekannter Mann. Und gewiß, setzte ich hinzu, ohngeachtet seiner vielen Feinde ein sehr verehrungswürdiger Mensch. Gewiß ist er das, sagte Frau von Laroche. Man hat diesen Mann mehrenteils aus einem sehr falschen Gesichtspunkt beurteilt. Man hat ihn als einen andern Menschen betrachtet und vergessen, daß er ein Schweizer ist. Es ist keine Chimäre, wenn man vom Nationalcharakter spricht; wie dieselbe Blume in verschiedenem Boden eine verschiedene Bildung erhält, so ist es mit dem moralischen Boden: dieselben Gegenstände wirken auf das Herz des einen weniger als sie auf den andern wirken. Ist nun diese Mannigfaltigkeit in der Natur uns gar nicht auffallend, warum sollen wir in der moralischen Welt uns wundern, wenn es auch da so eine Mannigfaltigkeit giebt in den Kräften, wie in den Empfindungen. Sie werden niemals einen Schweizer von irgend etwas sprechen hören, es sei von Religion, von Patriotismus, von Rechtschaffenheit, von Pflicht, ohne daß ein gewisser Enthusiasmus ihn ergreift. Das finden Sie von Jugend auf bei ihnen. Ich habe junge Schweizer gekannt, die in ihrem zehnten oder zwölften Jahr so gut unterrichtet waren, daß ich einen weiten Kreis um mich ziehen und ihn durchsehen könnte, ohne einen zu finden, der ihnen gliche, von dem Alter wenigstens. Dieser Nationalcharakter muß bei Lavater wohl erwogen

[1]) 12 Briefe im Nachlaß. (Mieg, geb. 1744)

werden und man wird es dann ganz natürlich finden, daß Lavater — Lavater ist. Daher staunt auch in der Schweiz niemand darüber, was Ausländer oft so sehr an ihm befremdet. Ich weiß gewiß, da Sie mit so vielem Enthusiasmus und mit einem Herzen voll Freundschaft in die Schweiz kommen, daß Sie kein besseres Land sich wünschen werden. Hottinger[1]), Steinbrüchel[2]) sind berühmte, aber auch vortreffliche Männer und so könnte ich Ihnen unzählig viele nennen. Wie weit wollen Sie gehen, fragte die teilnehmende Laroche. Bis Aubonne wenigstens. Da haben Sie, sagte sie, den wahren Gesichtspunkt. Wenn man Schönes sehn will, so muß man Aubonne sehn und Genf ist nur 6 Stunden davon. Die Genfer haben wieder eine eigne Mischung in ihrem Charakter. Sie haben die Lebhaftigkeit der Franzosen und zwar noch in höherm Grad wegen der glücklichen Lage, sie haben etwas von den Italienern und endlich haben sie auch einen Hauptzug von den übrigen Schweizern. Durch diese Mischung sind die Genfer sehr interessant und es sind große Köpfe unter ihnen zu jeder Zeit gewesen. — Dies waren vorzüglich die Gespräche, mit denen unsere Unterhaltung anhub. Ich hatte ihr einen Gruß von K. gebracht, welches sie sehr freute und sie schloß daraus, daß er wirklich ein guter Mensch gewesen, weil er noch an sie gedacht hätte. Sie wies mir einige Gemälde von Tischbein, Schütz, Kobel und sagte: Ich will Ihnen unterdessen ein paar Zeilen an den Kirchenrat Mieg in Heidelberg schreiben. Nach einer guten Weile kam sie wieder und legte mir unvermerkt den Brief hin. Ich dankte ihr verbindlichst und sagte, er würde mir ein Denkmal ihrer Güte sein, das ich nie aus der Hand geben zu dürfen wünschte. Dies bahnte mir den Weg, ihr mein Stammbuch zu überreichen. Sie sah es fast ganz durch und auch hier zeigte sich ihre Güte, denn wo sie etwas Gutes fand, sagte sie: das ist brav; des Glaubens bin ich auch; das muß ein guter Mensch sein: c'est une charmante femme etc. Sie entfernte sich in ihr Cabinet und sagte, es würden noch einige Gemälde sein,

[1]) Professor der Philologie (1750, † 1819).
[2]) Hellenist (1729, † 1796).



Sophie v. Laroche,
Federskizze von K. Graß. 1790.

die ich nicht gesehen hätte. — Lassen Sie mich, sagt' ich, in diesem Zimmer, es kann mir nicht Unterhaltung fehlen und wenn ich auch keine Gemälde ansehe. — Sie kam wieder. Ich habe Ihnen, sagte sie, etwas eingeschrieben, das sich auf unser Gespräch bezieht und ich muß gestehen, es sind meine Lieblingsideen. Die Welt wäre nicht Gottes, wenn es nicht überall Gutes und gute Menschen gäbe.

(Die Eintragung ins Tagebuch vom 8. Mai 1790 lautet: „Lassen Sie mich auch mit der Feder sagen, daß die Überzeugung der unendlichen Mannigfaltigkeit unter den Menschen, wie unter den Pflanzen verteilt sei — unsere Güte und unsern Glauben an Güte erhält. Dieses wird immer ein Teil des Glücks des wahren Menschenfreundes sein, welches Ihre Tage verschönen wird nach den Wünschen von Sophie de la Roche.)

Mit vieler Teilnehmung fragte sie, ob ich Eltern und Geschwister hätte. Ich sagte, zwei Schwestern. Keinen Bruder? sagte sie. Ja auch einen Bruder[1]). Sie stand vor mir und ich war im Begriff Abschied zu nehmen. Mein Gesicht glühte. Ich konnt' mich kaum von dem Anblick dieser Frau losreißen. Mit Furcht bin ich zu Ihnen gekommen, sagt' ich, mit Freude, mit wahrer seltener Herzensfreude gehe ich von Ihnen. Ich werde vielleicht nie wieder dies Zimmer betreten, aber es freut mich, daß ich's wenigstens einmal in meinem Leben betreten habe. Jeder Ort, wo wir eine frohe Empfindung hatten, ist uns schon so teuer, aber der Ort, wo gute Gefühle uns eingedrückt, neue Ideen aufgeregt, teure Wahrheiten uns noch teurer gemacht, seltene Erfahrungen bestätigt wurden, dieser Ort ist uns unvergeßlich. — Mit unverwandtem, weichem Blick sah sie mich an und reichte mir ihre Hand, die ich dankbar küßte. Ich mußte ihr noch sagen, wodurch ich ihr vorzüglich bekannt geworden wäre und empfing fromme und herzliche, ich möchte sagen mütterliche Wünsche. Sie führte mir das Andenken meiner Eltern in die Seele und sagte: O ich weiß, was Mutterliebe heißt, ich habe auch Kinder. Sie empfahl mir, sie nicht zu ver-

[1]) Gottlieb.

gessen, wenn ich nach Frankfurt wiederkäme, Lavatern sie zu empfehlen und ihr letztes Wort war: Bleiben Sie gut und glauben Sie nur Gutes. Freudetrunken und glühend vor Empfindung verließ ich die stille Wohnung der einzigen Frau, die ich kenne, auf deren Gesicht noch die Heiterkeit der Jugend wohnt, wenn gleich die Zeit ihre Locken bleichte, in deren Herzen Liebe herrscht, die wie eine Sonne sich auf alle verbreitet, deren Seele ungetrübt vom Vorurteil und ungefesselt vom System reiner und heller sieht als der Gedächtnissklave, die das Gute nicht verkennet, sondern sich dessen in jeder Gestalt und Erscheinung freuet. Gutes treffliches Weib! in dir will ich verehren, was ich noch nie fand, das schönste Muster weiblicher Tugend, das Ideal weiblicher Größe. Nicht daß unsere Mädchen deinen Weg zu dem ihren machen sollen, — das hast du selbst nicht gewollt — nur daß sie von dir lernen treue Gefährtinnen, edle Mütter, voll Güte und voll Wahrheit sein, damit die Ruhe der Tugend ihre Jugendwange verschönere, ihr Auge rein, und den Strahl der Freude bis zum Abend des Lebens darin erhalte. O! wenn ihr sie kenntet, die Laroche, wie ihr sie aus ihren Schriften zu kennen glaubt, wie würdet ihr euch klein und beschämt fühlen, ihr eitlen Mädchen, die ihr an diese Frau schreibt, um euch gelesen zu machen. Nichts besitzt sie von dem Stolz, der verachtend umherblickt, nichts von der Eitelkeit, die nur schimmern nnd glänzen will, nichts von der Schwärmerei, die nur in Phantasiewelten lebt, nichts von der Affektation, die fühlen will, wo sie nichts fühlt, verstehen will, wo sie nichts versteht. Sie ist ungekünstelt, weil sie eine Würde in sich fühlt, die keines Schmucks bedarf. Sie ist eine Frau, die der Wissenschaft oder vielmehr der Wahrheit (lebt) ohne die Freude am häuslichen Geschäft zu verlieren, oder ihre Bestimmung zu verkennen. Ich habe viel und immer noch zu wenig von dieser herrlichen Frau gesagt. Ich bereue es, daß ich nicht früher sie aufgesucht, um meinen Besuch wiederholen zu können. Vielleicht wär mein Gemälde durch bestimmteres Licht und ungemischten Schatten interessanter geworden, als es jetzt sein kann. Aber mir führt es der frohsten entzückendsten Augenblicke einen in die Seele zurück, dessen An-

denken mich immer erfreuen und erquicken wird. Vielleicht bin ich so glücklich auf ihrer vorhabenden Sommerreise nach der Schweiz, besonders Neufchatel, sie wiederzusehen. Ihr Sohn, der die Forstwissenschaft erlernt hat, wird sie begleiten. —

Den 12. Mai. Mein Freund bewog mich, noch einmal nach Offenbach hinauszugehen. Ich wußt im voraus, daß ich den ersten angenehmen Eindruck schwächen würde, aber der Wunsch eine so merkwürdige Frau näher kennen zu lernen, überwand selbst die Abneigung, nach einem so kurz vorhergegangenen Abschied wiederzukommen. Wir fanden sie allein, in eben dem Anzug, an eben dem Tisch, bei derselben Arbeit, in ihrer Unterhaltung dieselbe. Mit eben der Wärme, mit der sie mit mir gesprochen, sprach sie jetzt mit meinem Freund. Sie sind also wirklich ein Schweizer? war ihr erstes Wort. Das sprach sie mit einem solchen Nachdruck, der deutlich genug verriet, wie sehr sie für dieses Land portirt war. Da sie hörte, daß er aus Graubünden wäre, gratulierte sie ihm von Salis-Seewis Landsmann zu sein. Ein Land, das einen Salis-Seewis hervorbringen kann, sagte sie, muß ein vorzügliches Land sein. Denken Sie sich, fuhr sie fort, einen Mann, der von früher Jugend in Frankreich beim Militär oder am Hofe in tausend verführerischen Lagen war, mit diesem Feuer, mit dieser Gestalt, der dennoch unverdorben blieb und mit der höchsten männlichen Schönheit die größte moralische Vollkommenheit vereinigte. Das muß ein außerordentlicher Mann sein! Nicht wahr? — Sie haben ihm auch ein beneidenswertes Denkmal gesetzt, sagte mein Freund. — Beneidenswert? Sie haben also meine Reise durch Frankreich gelesen? Er hat an mich geschrieben und bat mich um einige Briefe nach England, weil ich dort mehrere Bekanntschaften gemacht habe. Ich hab ihm auch geantwortet, aber seitdem keine Antwort erhalten. Der abscheuliche Mann! Ich hatte ihm einen Brief geschickt an meine Freundin, die ein Landhaus hat, welches vielleicht das schönste in England ist, weil man daraus das schönste Thal, das sich nur denken läßt, das Thal Richmond, überblicken kann. Welche Nahrung hätt' er hier für sein Talent zur Dichtkunst gefunden. Es läßt sich die Gegend so wenig be-

schreiben, als es sich malen läßt. Fast alle englischen Künstler sind hingereist, aber keiner hat sich daran gewagt. O! Musje Sprecher, sagte sie, wenn Sie je Ihr Vaterland verlassen wollen, so reisen sie nach England, legen Sie sich Sparpfennige zusammen, bis Sie es möglich machen, und dann kommen Sie zu mir und sagen Sie mir, ob Sie ein schöneres, freieres, glücklicheres Land gesehen haben. Ein Land, das einen Pitt hervorbringen kann, der im zwanzigsten Jahre den ausgebildetsten Verstand und vortrefflichsten Charakter verbindet und ganz Europa lenkt, ist gewiß ein treffliches Land. Wo ist ein Ort, wo wie in London 20 Zeitungen und Blätter, wo Parlamentsreden usw. gedruckt sind, täglich herauskommen und von jedermann gelesen werden. Hier sitzen abends nun die, die den Tag über von aller Zerstreuung abgesondert arbeiteten, weil der edle Stolz sie beseelte, was sie machten gut, und englisch zu machen und raisonnieren darüber, was ihre Vorgesetzte beschlossen und abgehandelt. Man hat in Frankreich jetzt dieselben Namen, von Gerichten und Versammlungen, eingeführt, aber etwas, das die Franzosen vielleicht nie erreichen werden, das ist die Unterwürfigkeit unter die Gesetze. In England regieren nicht die Oberen, sondern das Gesetz; der erste Minister, wie der gemeinste Räuber haben ein Loos, wenn die Gesetze gebieten, — sie werden gehangen. Es war mir sehr interessant Vergleichungen zwischen Paris und London zu ziehen; in Paris fand ich wohl 60 Paläste und eine unzählige Menge armseliger Häuser und in London etwa 12 gute Paläste, aber wenigstens 600 wohlgebaute und wohlhabende Häuser. Unser Gespräch lenkte sich wieder auf den Freiherrn von Salis-Seewis. Mein Freund erzählte, daß Wieland von ihm gesagt, sein geringstes Verdienst sei, daß er einen guten Vers mache. Ihr Gesicht wurde lebhafter. Sie kennen also Wieland? Sie fuhr fort: Sie haben also ohne Zweifel seine Schriften gelesen? Bei der Gelegenheit muß ich Ihnen sagen, was Sie noch nicht wissen werden, wenn es gleich Eitelkeit von mir scheinen könnte — wissen Sie, wer seine Doris ist? Das bin ich. Er kennt mich seit meinem sechszehnten Jahr und ich besitze von einer Reihe von 26 Jahren Briefe von ihm. Diese Briefe ent-

halten so viel interessante Züge, daß wenn einst jemand seine Biographie schreiben will und hätte nicht diese Briefe, ihm eine wichtige Quelle fehlen würde. — Wir äußerten den Wunsch, daß sie diese Briefe bekannt machen möchte. Ihre Antwort war: Ich werde sie meinem Sohn Karl in Berlin übergeben, der mag dann sehen, was er damit macht. Sie erzählte uns, daß Wieland einen Teil seiner früheren Jahre in der Schweiz zugebracht und in einige Schweizer Frauenzimmer verliebt gewesen wäre, welches auch auf seine Schriften Einfluß gehabt hätte. Zuerst liebt er eine Demoiselle Kröbel in Zürich und schrieb ihr zu Gefallen seine moralischen Briefe[1]), weil sie eine fromme Schwärmerin war. Darauf verliebte er sich in die größte Schweizerin, die jemals existiert hat, in Julie Bondeli[2]) in Bern. Diese verbat sich's ausdrücklich weder von ihm besungen noch genannt zu werden. Diese Bondeli vereinigte zwei seltene Vollkommenheiten in sich, Newtons Geist und Voltaires Feder. Sie wünschte, hoffte und freute sich darauf, Wieland noch einmal mitten unter den Seinigen zu überraschen und den Rat Reinhold zu besuchen. — Sie brach ab. Sie müssen mir noch eins sagen, lieber Musje Sprecher, was haben Sie denn studiert? — Das Recht. — Üben Sie's auch aus! — und indem sie den Zeigefinger hob — es ist in Ihrem Vaterlande auch sehr nötig. Haben Sie auch Brüder? — Ja. — Verzeihen Sie mir diese Fragen, ich bin selbst Mutter von drei Söhnen.

Sie empfahl uns jetzt noch einmal die Bergstraße nach Mannheim zu wählen, nannte uns einige denkwürdige Plätze, z. B. vor dem alten Schloß in Heidelberg, den Schwetzinger Garten. Sie sagte von einer nicht gut angebrachten römischen Wasserleitung und das verführte sie, von dem Garten des Baron Groschlag bei Frankfurt zu erzählen.

Sein Gut heißt Dyburg. Dieser Mann hat in seinem zwei oder drei Stunden von Frankfurt gelegenen Garten eine römische alte Wasserleitung anlegen lassen, die mit der täuschendsten Kunst

---

[1]) 12 moralische Briefe 1752.
[2]) (1731, † 1778).

ausgeführt wäre. Die Zeichnung, die er dabei genau befolgte, steht, ich glaub', in einem Schweizer Kalender. Niemals, sagte die Frau von Laroche, hätte sie so schöne und so wahre Ruinen gesehen. Ein anderer Gedanke, den dieser Mann ausführte, verdient wegen seiner Neuheit bemerkt zu werden. Er hatte einen Platz ganz nach einem Tennier'schen Gemälde einrichten lassen mit einem Häuschen und einem Kegelspiel. Bekam er nun Besuch von Freunden oder er wollte sich einen frohen Anblick verschaffen, so ließ er die jungen Bauernburschen invitiren sich auf diesem Platz bei etwas kalter Küche zu vergnügen. Schon dieser einzige Zug verrät einen geistvollen und menschenfreundlichen Mann und alles, was wir von seiner Freundin hörten, stimmte damit. Er hatte z. B. keinen eigentlichen Zaun um seinen Garten machen lassen und gestattete den Bauern ihren alten Fußsteig, der sie näher führte, durch seinen Garten zu behalten. Hierdurch erreiche ich das Vergnügen, sagte er, einer Menge von Menschen den Weg abzukürzen, eine Menge sich freuender und guter Menschen zu sehen, denn der arbeitende Mensch ist auch der gute. Ich bin sicherer, als wenn ich die festeste Mauer gezogen hätte, daß niemand meinen Garten verletzen oder mir eine Frucht rauben wird, weil Dankbarkeit die Leute fühlen, so oft sie durch diesen Garten gehen. — Diese Erzählung machte mir viel Freude. Es ist erfreuend, wenn man sieht, wie das Band, das die Menschen binden sollte, oft durch Kleinigkeiten geknüpft werden kann und wie gute Gesinnungen sich selbst belohnen. Es war überraschend, unter der Menge, die die englischen und französischen Gartenmoden oft mit großen Kosten, aber selten mit eigenem Nachdenken, nachahmen, einen Mann zu finden, der Originalität und Güte des Herzens in Verbindung zu bringen weiß und es war herzerhebend, sich die Menge erfreuter und dankbarer Menschen und in dem wohlwollenden Mann auch den glücklichen zu denken. Ich weiß nicht, wodurch unser Gespräch wieder eine andere Richtung bekam. Wenn diese Frau wirklich so viel Güte besitzt, dacht' ich, wie sehr muß es bei ihrem scharfen Blick ihr wehe tun, so wenig Güte unter den Menschen zu finden. Sie mochte diesen Zweifel ge-

ahndet oder gelesen haben, und sie teilte uns eine Theorie mit, die ihr Wieland über das Übel gegeben — ich erinnere mich nie in seinen Schriften was davon gelesen zu haben, fügte sie hinzu, und vielleicht sagte er es auch nur einem Frauenzimmer: Es giebt gewisse Modifikationen, gute und böse, die jedes Ding durchlaufen muß, die ganze Natur ist daran gebunden, also auch der Mensch. Alles nämlich, was wirklich werden soll, muß im möglichen liegen. Nun liegt nur eine gewisse Anzahl von gutem und bösem im möglichen.

Alles, was uns nun vorkommt, sind Modifikationen, Spezies von einem bestimmten Genus. Es kann daher kein neues Übel uns treffen, nur eine andere Modifikation. Wir hätten noch gerne länger fortgeschwatzt, als eine Frau v. . ., die sich hatte melden lassen und erst um 6 Uhr von der Laroche bestellt war, hineintrat. Madame Laroche ging ihr sehr freundlich, doch wie wenn sie sich Zwang anthäte, mit einem bien bon soir, ma chère entgegen und küßte sie. Wir standen bald nachher auf und Madame Laroche ging in ihr Schreibzimmer meinem Freunde etwas aufzuschreiben, und weil ich sie gefragt hatte, ob kein Porträt von ihr vorhanden wäre, bat sie ihre Freundin uns in das angrenzende Zimmer zu führen: Sie wissen, daß ich nicht gern hineingehe, weil es allerhand traurige Bilder in mir hervorruft. Wir fanden hier ihr Bild aus ihrer früheren Epoche, aber es lag am Gemälde oder ihrer damaligen Gestalt — sie war nicht interessant. In diesem Zimmer hing auch ein Kind von Julio Romano, das der junge Schütz[1]) auf 2000 Gulden geschätzt hat. — Beim Weggehen war sie sehr gefällig und sagte meinem Freunde einiges verbindliche und ihr letztes Wort war: Gratulieren Sie sich, daß Sie in die Schweiz kommen.

Dies ist das dürftige Skelett eines interessanten Gespräches. Die Lebhaftigkeit der weiblichen Phantasie wußte fast an jedes Wort etwas anzuknüpfen, daher riß der Faden nie, als wo er mit Willen abgebrochen wurde.

Doch schien es oft, als ob sie nur um im vorteilhaften Licht

---

[1]) Maler 1755—1833.

zu erscheinen etwas anknüpfte und daß die Ähnlichkeit, die sie so leicht zu finden wußte, ein Mittel ihrer Feinheit wäre, um etwas unmerklicher und natürlicher beizubringen. So bemerkte ich z. B., daß sie in ihrer Sprache Ähnlichkeit mit Reinhold hätte. Ich glaube, antwortete sie, daß ich noch eitel werden könnte, weil ich gefunden habe, daß ich schon mit mehreren großen Männern Ähnlichkeit hatte. So konnte z. B. der berühmte Pascal nicht durch ein Thor fahren, ohne sich einzubilden, es sei ein tiefer Abgrund neben ihm und ich kann nie durch ein Thor fahren, ohne zu fürchten, wie wenn in diesem Augenblick die Mauer einstürzte. Dies fällt mir immer ein, so oft ich an ein Thor komme und ich bin froh, wenn ich durch bin. Sie hatte eine besondere Kunst im Fragen, wodurch sie ungemein einzunehmen wußte. Wenn sie z. B. eine moralische Wahrheit oder eine Reflexion vorgebracht hatte, fragte sie mit sanftem Ton der Überzeugung und mit dem Wunsch auch andere zu überzeugen, welches man ihr als Bescheidenheit anrechnen konnte: Ist das nicht wahr? Ebenso fragte sie meinen Freund wie mich um unsere Familienverhältnisse, wie ich glaube vorzüglich aus dem Grunde, um dem Gespräch desto mehr Wärme und Teilnehmendes zu geben, um bei passender Gelegenheit, beim Abschied usw. die Seiten des Herzens da zu berühren, wo sie am leisesten berührt werden dürfen und doch am längsten nachklingen. Sie besitzt die Geschicklichkeit, sich in den Charakter und die Lage eines jeden hineinzuwerfen und nach der Fähigkeit, nach den Bedürfnissen eines jeden ihr Gespräch zu stimmen. Alles dies kann unbeschadet der Güte ihres Herzens stattfinden und gerade diese Mischung von männlichen und weiblichen Zügen, diese Eigenschaften, die ihr Achtung erwarben, vereint mit dem Wunsch und Streben zu gefallen, machen ihr Bild interessant, machen, daß ihr Licht erfreut, nicht blendet, nicht andere in Schatten setzt. Es war 6 Uhr, da wir sehr zufrieden und heiter von dieser Frau gingen.

8. Beschreibung des Straßburger Münsters.

Straßburg, den 27. Mai, Donnerstag.

Der erste Gang aus unserm Zimmer war zum Münsterthurm. Hier erwachten abermals Erinnerungen und Bilder aus meiner frühern Kindheit. Ich hatte immer eine Art von Wärme empfunden, wenn ich von diesem Thurm, von der Durchsichtigkeit seines Baus, von der Ehrfurcht, die diejenigen empfunden, die dieses Meisterstück gothischer Baukunst bewunderten, las. Ich dachte mir einen hohen, aus roten Steinen aufgeführten Turm, dessen Steine schon mürb und hin und wieder aus ihren Fugen gewichen waren. Ich dachte mir eine blaue weite Ebene rings umher und gleichsam in der Mitte isolirt dies gothische Gebäude vom Abendstrahl hin und wieder neu gerötet. — Jetzt war es 8 Uhr morgens, als wir unter dem Schatten dieses bewunderungswürdigen Denkmals der Kühnheit menschlicher Gedanken hintraten. Stumme Bewunderung mischte sich hier mit tiefhervorquellender Freude. Es war erhebend, hier ein menschliches Werk zu sehn, das an Vollkommenheit zu grenzen schien und vielleicht das vollkommenste seiner Art ist, ein Monument, das durch seine Kühnheit und Zartheit eben so sehr dem Sturm der Zeit zu widerstehen scheint, als ein anderes durch seine ungeheueren Massen. Die Farbe des Altertums giebt diesem Gebäude das Ehrfurcht einflößende. Man denkt an die ungeheure Menge zerstörter und umgestürzter Schlösser und hier nur steht noch ein Bau, der an Schönheit und Majestät alle zurückgelassen hat, die mit ihm hervorgingen, unverletzt von dem zertrümmernden Arm wilder Eroberer, unerschüttert von dem Donner, der um seinen Gipfel rollte. Und diesen Bau dachte, dies unübersehbare Werk umfaßte ein menschlicher Geist. Erwin von Steinbach entwarf den Plan und legte den Grund, auf dem nicht er, sondern ein anderer fortbauen sollte. Er hatte nicht die Freude in den Schatten seiner vollendeten Arbeit hinzutreten und zu sich zu sagen: das ist mein Werk. Großer und um so größerer Mann, je weniger du die Frucht deiner Arbeit, die Freude der Vollendung genießen konntest. Dein Schatten wandelte gewiß um

diese Mauern, als sie unter der Hand anderer Werkmeister sich erhoben und wenn er diese Erde verließ: o so geschah es in dem Moment, da der letzte Hammerschlag verhallte und jetzt steht er da. „Erwin! was du anfingst", der Vollender rief.

Der Münster steht auf einem nicht ganz doch ziemlich freien Platz, so daß man ihn von drei Seiten füglich und bequem übersehen kann. Am denkwürdigsten ist das prächtige Portal unter dem Turm. Es ist unglaublich, welche Menge von feingeschnittenen Figuren und anderer Zierrat hier vorkommen. Dies ist damaliger Geschmack, aber er hemmt die große Wirkung nicht, weil sich die Kleinigkeiten in den großen und schönen Formen wiederum verlieren. Diese Sorgfalt, jeden einzelnen Teil auszuschmücken, ist vom Fundament bis zum äußersten Gipfel sichtbar. Überall sind Figuren und andere künstliche Ausschmückungen angebracht. Am bewunderungswürdigsten ist aber die Zartheit und Leichtigkeit des Baus. Es scheint besonders aus der Ferne, aus manchem Standpunkt, als ruhte der ganze Turm nur auf dünnen steinernen Stäben, zwischen welchen man den durchschimmernden Äther sieht. Der Turm der Stephanskirche in Wien kommt diesem Turm am nächsten, aber nicht gleich. Er hat nicht die Höhe, nicht den unnachahmlich zarten Bau, nicht dieses kühne emporsteigende und ist mit Zierraten und Schnörkeln überladen. Der Münsterturm ist unstreitig der einzige in seiner Art und er verdients der einzige zu sein. —

9. Besuch bei Schubart[1]) in Stuttgart.

Unter Tonkünstlern in Stuttgart ist ein gewisser Herr Zunftsteg[2]) auf der Fagotte, der vieles von Schiller und die Frühlingsfeier von Klopstock komponiert hat, berühmt. Mit vieler Geläufigkeit spielt Madame Bayling im Hause des Herrn Buchhalters Mayer. Doch ist es nur Fertigkeit, nicht Genie. Ohn-

[1]) Christian Friedrich Daniel Sch. 24. III. 1739 bis 10. X. 1791.
[2]) Hofkapellmeister 1760, † 1802.

streitig steht Schubart hier oben an. Sein Spiel ist über alle Beschreibung hinreißend. Obgleich er sagt: nur vor Vogel[1]) beugt sich mein Genius — so haben doch Männer von Gefühl und Kraft geurteilt, daß Vogels Spiel ihnen affektirte Grimasse schien, nachdem sie Schubarts seelenvolles, alle Seiten des Herzens ergreifendes und erschütterndes Spiel gehört hatten.

Doch zuvor ein paar Worte über den Charakter dieses Mannes. Wenn es wahr ist, was Goethe sagt: Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, wenn die Stärke der Kontraste die Größe und Stärke eines Mannes bezeichnet, so ist Schubart ein großes seltenes Phänomen auf der Bühne der Menschheit. Jetzt steht er da, wie ein Eichbaum, an dem des Sturmes rauschender Flügel ermattet; jetzt wie ein Halm, den das Säuseln der Luft bewegt; jetzt sitzt er an der Seite des Epikuräers und schwelget, und jetzt steigt er mit Seraph Klopstock, über Könige und Fürsten erhaben, in den Himmel hinauf. Sich immer ungleich und doch sich gleich, von sich stoßend und stärker zurückziehend, ein Tyrann und Freiheitsverteidiger — so erscheint Schubart, so denkt, so spricht, so schreibt er. So auffallend diese Eigenschaften seines Geistes sind, eben so auffallend ists, daß dieser Mann bei seiner zarten Erziehung, bei seinem weichen Weiberfleisch zehn Jahre lang dem fürchterlichen Ungeheuer des Kerkers preisgegeben, doch ihm gesund und weniger als es sich denken läßt, geschwächt entging, da er 376 Tage lang bei Brod und Zisternenwasser in einem sumpfigen furchtbaren unterirdischen Gewölbe, von Ungeziefer und Schmutz gefressen, von allem beraubt, seinem Gram und der Zerstörung der tiefsten empörten Empfindungen der Menschlichkeit überlassen — nicht sein glühendes Hirn an den Steinen seines Kerkers zerschmettert, daß er noch singen konnte und singen mochte — alles dieses zeugt von einer außerordentlichen Kraft. Diese Kraft ist aber irreguliert wie die eines starken Stromes, der über Damm und Deiche bricht, sich nicht leicht einschränken läßt und wenn er gleich eingeschränkt wurde, dennoch wieder ausschweift. Dieser Petulanz oder Ungebundenheit hatte

[1]) Opernkomponist 1756, † 1788.

Schubart seinen zehnjährigen Arrest zuzuschreiben und nicht wenige weissagen, daß sie ihn wieder stürzen wird, weil er sich noch immer nicht moderiren kann. Mit dieser Unklugheit verbindet er Unstätigkeit in seinen Grundsätzen. Seine Philosophie ist eine Deklamationsphilosophie, so seine Religionstheorie. Er überredet, aber überzeugt nicht, er raisonniert, ohne bestimmte Prinzipien zu haben. Eine kaltblütige Frage, welches die ersten bestimmten Begriffe seines Raisonnements sind, führt ihn auf eine Sandbank, die man, so lange man durch das Wogenspiel seiner Beredsamkeit sich blenden läßt, nicht bemerkt. Daher darf man sich nicht wundern, daß er das, was er heute mit dem größten Feuer verteidigt, morgen vielleicht wieder selbst umstürzt. Die sinnliche Stärke seiner Beredsamkeit ist außerordentlich. Wenn er dasteht, ein großer schöner Mann, mit trotzig aufgeworfener Lippe, glühendem Auge, dem Inkarnat auf der Wange, so hat er schon, eh' er zu reden anfängt, eingenommen.

Die Gewalt seiner Stimme, die Energie, die er auch dem unbedeutendsten Ausdruck geben kann, die Stärke in der Antithese, die Schnelligkeit in Verbindung seiner Gedanken, die Kühnheit in Bildern und Vergleichungen, mit einem Wort Phantasie und Sprache machen ihn fast unwiderstehlich.

So ist sein Klavierspiel, die unharmonischsten Töne schmelzen unter seiner Hand zu bezaubernden Akkorden und das fühlloseste Ohr fängt an zu horchen, wenn jetzt wie ein lispelnder Hauch oder ein sanft rieselnder Bach seine Töne sich ineinander schmiegen, ineinander auflösen und verlieren, jetzt wie ein Gewitter daherrollen, dumpf wie in die Höhlen der Gräber sich versenken und laut und schnell wie auf Fittigen des Sturmes getragen hervorbrechen und die Seele fortreißen. Unvergeßlich ist mir der Abend, an dem er mir Kosegartens Rhapsodie über das Grab durch seinen Amanuensis und Zögling Staudinger deklamieren ließ und dazu spielte, nein, das Herz auflöste, regte, demütigte und erhob, klein machte, daß es kaum zu fühlen und der Mund kaum zu atmen wagte und dann wieder ermannte und es mit neuen seelenrührenden Hoffnungen füllte, daß Freudentränen das Auge weinte und die Lippe nicht auszusprechen vermochte. An einem

einsamen Tisch, auf dem eine Kerze schimmerte, saß seine Frau, neben ihr ihre Freundin an der Seite ihres Gatten. Zur Seite des Flügels ein junger tieffühlender Mann in der Fülle der Jugend, vor dem Flügel Schubart mit aufgehobenen wartenden Händen und horchendem Ohr. „Furchtbar ist das Grab!" begann ernst und tief Staudinger und ein einziger Akkord antwortete — das Lied ging fort und verstummte und jetzt entriß dem Herzen die halbhervorgelockte Empfindung — die Gewalt der rauschenden Saiten, wie wenn es aus den Gräbern selbst widerhallte: Furchtbar ist das Grab! — Der Ton verhallte und wie in schwüler Sommerhitze ein kühlendes Lüftchen unterbrach die Stille: „Lieblich ist das Grab". Wie Silberwellen in der Mondnacht wallen, wie an den Gipfeln der Eiche im Abendhauch die Blätter rauschen, so wiegte der sanfte Gesang das Herz in Ruhe und Stille und wie ein Strahl am Abendhimmel sich verliert, verschwanden die Töne — schwiegen die Saiten. So wechselten sanfte und ernste Empfindungen, Lied und Laut, Stille und Sturm, das Herz wogte und ward ruhig. — Aber jetzt, nachdem man alle Schrecken des Grabes zu kennen glaubte und froh war, doch einigen Trost gefunden zu haben, jetzt erscholl mit zentnerschwerer Stimme: Grausenvoll ist das Grab.

Neue, niegekannte, niegehörte Schrecken des Grabes deckten sich auf, es war, als ob die Sprache neue Worte geboren und das Herz in furchtbarem Schlummer gelegen hatte und jetzt grausenvoll erwachte. Schubart's Hand fiel in die Saiten — Dicht- und Tonkunst rangen miteinander — wie das Ächzen von 1000 Erschlagenen, durch den Sturm herbeigeführt, wie das Wühlen einer lauten unbekannten Kraft in den Tiefen der Erde, so wälzten, so stürmten, so drängten sich die Töne. Die Adern des Herzens zogen sich in ihre Kammern zurück, die Weiber hielten die Hände vor das Gesicht und weinten, als ob sie den letzten entrissenen Strahl der Hoffnung beweinten — furchtbar war die Spannung der Seele. Da verstummte der Sturm, die aus ihren Fugen gerissenen Töne schmolzen in allgewaltigem Einklang zusammen und alles stimmte in den Choral: „Weil du vom Tod entstanden bist, Werd ich im Grab nicht bleiben."

Staudinger wischte sich die glühende Wange, die Frauen trockneten sich die Augen und der Freund Schubarts ergriff seine Hand und küßte sie. Wie gefällt Ihnen das, Herr Studiosus? fragte Schubart und lächelte und lobte seinen Staudinger, daß er es brav gemacht.

Staudinger, so viel ich weiß ein Schwabe, ein junger Mann von Kopf und ungekünsteltem Herzen, wird vielleicht einst ein schönes Monument sein, das Schubart sich stiftet. Er ist der Mann, der Feuer anzünden und Talente entwickeln kann. Sein Grundsatz ist: Ich bin kein Gott, drum fördr' ich alles. Er tadelt lange, eh' er lobt, aber dann hat sein Lob Gewicht. Mein Student — so nannte er ihn, muß den Homer wie den Tacitus, wo ich aufschlage lesen können, eher ruh ich nicht. Er machte eine merkwürdige Probe mit ihm, indem er mich aufforderte, eine Stelle, welche ich wollte, aus dem Messias zu citiren. Ich citirte den Traum der Porcia und dann den Fluch des Abadonna und beide Stellen sagte, ohne ein Wort zu fehlen, der junge Mann her, so daß man auch das kleinste Wörtchen nicht überhörte und fühlte, daß er ihn verstand. Am folgenden Morgen kam Staudinger zu mir und wir gaben uns die Hand als Freunde. Schubart gab mir die Hand beim Weggehen und sagte: Ich küsse Ihnen. Jetzt können sie doch sagen, daß Sie den Schubart kennen. „Freiheits- und Vaterlandsliebe" waren die letzten Worte, die er mir zurief.

In Solitude bei Stuttgart besuchte Graß auch Schillers Eltern. Nach dem Tagebuch hat er der Mutter folgendes in's Stammbuch geschrieben:

Zu dieser Hütte, wo an edler Menschen Seite
wie ich auch jetzt, sich einst mein Freund
— ihm bleibt's ein süßer Traum — erfreute,
kehrt mit dem seinen oft vereint
mein Geist, auf Flügeln der Erinnerung getragen:
O möcht' euch liebe Ahndung sagen
daß irgendwo, wo ihr's nicht meint
voll Dank für Euch zwei Herzen schlagen.

Diesen Besuch berührt Schillers Vater in dem Brief vom 13. Dezember 1790 an Schiller: „Vor ungefähr 4 Wochen habe

ich einen Herrn Studioso, Namens Graß aus Livland, welcher aus der Schweiz zurück hier durchgereist und uns, als die Eltern seines Herrn Professors in Jena, besucht hat, ein Antwortschreiben auf die letzten von Euch erhaltenen lieben Briefe — mitgegeben, welches nunmehr überliefert worden sein wird." (Schillers Beziehungen zu Eltern usw. 1859. S. 85.)

Auch in Marbach ist Graß gewesen. Er schreibt darüber im Tagebuch (über Schiller): An dem Geburtsorte eines so großen Mannes zu sein und nicht nach seiner Kindheit zu fragen, wäre unverantwortlich. Aus allem, was ich erfuhr, leuchtet der Keim künftiger Größe hervor. Er hatte ein weiches, fühlendes, liebevolles Herz. Seine Mildthätigkeit machte ihn selbst oft arm. Alles, bis auf Kleid und Bett theilte er mit dürftigen Freunden. Noch als ein erwachsener Jüngling hing er mit kindlicher Anhänglichkeit an seiner Mutter und keine Anwesenheit anderer Menschen hinderte ihn an Ausdrücken und Beweisen seiner Zärtlichkeit. Anfangs studierte er Theologie, auf Verlangen des Herzogs legte er sich auf die Arzeneykunde und war sehr fleißig und thätig und noch jetzt danken verschiedene Personen seiner Sorgfalt, seiner unermüdeten Bemühung ihre Gesundheit. Die Orthodoxie in der Medizin, das ängstliche Kleben an einmal hergebrachter Art Kranke und Krankheiten zu behandeln und die Schwierigkeit, ja fast Unmöglichkeit, ohne äußeres Risiko eine neue Bahn zu brechen, machte ihm dieses Studium unangenehm und er legte sich auf Jurisprudenz und Philosophie. Darunter liebte er immer von früher Kindheit die Dichtkunst; erhielt auch Prämien in der Sprachübung, z. B. in der griechischen. Die Liebe für seine Eltern und jetzt für seine Gattin sind außerordentlich. Seine Briefe sind davon redende Beweise.

Conspruch, ein Arzt in Stuttgart, war sein Jugendfreund; meine Zeit erlaubte mir es nicht, diesen Mann kennen zu lernen, von dem ich vielleicht das meiste und interessanteste hätte erfahren können.

10. Besuch bei Klopstock in Hamburg und Heimreise 1791.

Nach beendigtem Studium muß Graß die Heimreise antreten. Um nach Lübeck zu gelangen, und von hier per Schiff nach Riga zu reisen, (das war im Sommer 1791), reist er durch Thüringen und den Harz und besucht in Hamburg Klopstock, auf den ihn ein schweizer Freund aufmerksam gemacht hat. Wir hören das Tagebuch darüber: An der Alster am Jungfernstieg wohnt der Legationsrat Klopstock. Man wies uns in seinen Garten vor dem Thor. Drei Frauenzimmer saßen am Tisch und drückten Schoten aus. Eine erhabene Frau kam mit feiner Stimme und heiterem Gesicht entgegen und sprach wenig Worte und bat, daß ich wieder käme, Klopstock sei nicht zu Hause. Um 4 Uhr kam ich. Dieselbe Frau — es war Frau von Winthem — führte mich freundlich in einen Saal. Sie schien mir ein Seraph, so hehr, und das Zimmer war so feierlich, Sonnenstrahlen und hüpfende Lindenschatten auf dem Boden. In einem grauen Sommerrock, Stiefeln und Gellertscher Perüke, schlecht und recht, ein Mensch, wie andere Menschen, nicht furchtbar, aber voll heiliger Ruhe, wie einer, der nach mancher Sorge und Geistesanstrengung ans Ziel gelangte, — so trat herein Klopstock, mit Ehrfurcht einflößender Stirn, denn sie trägt die Spuren seines edlen Strebens nach Wahrheit und Weisheit. Wären es blos Wünsche meines Herzens, sagt ich, ich wäre aus bescheidener Furcht nicht zu Ihnen gegangen. Aber Vater Rahn[1]) in Zürich hat's mir auf's Herz gebunden, seinen Klopstock zu sehen und daher ruht' ich nicht.

Willkommen, erwiederte Klopstock. Aber auch ohne dem wären Sie mir lieb gewesen. Wir setzten uns und ich erzählte einfältig und herzlich von dem alten Rahn. Er erkundigte sich mit wenig Worten nach seiner Familie und sagte, wie der alte Rahn im Schreiben faul wäre, doch läugnete er's von sich selbst auch nicht. So gern als ich einen freundschaftlichen Brief lese, so

[1]) Wagmeister Rahn in Zürich. Seine Frau war die einzige Schwester Klopstocks. Beider Tochter, Anna Marie, die Gattin Fichtes.

ungern antworte ich, weil es mir zu viel Zeit geraubt haben würde. Doch nehme ich den Fall aus, wo Pflicht eintritt, so weit darf Faulheit nicht gehen. Wir haben dann immer Nachricht von einander.

Er kam hierauf auf die französische Revolution, wie es scheint, jetzt sein Lieblingsgespräch. Seine Reise nach Frankreich ist nicht erfolgt. Die Ode auf die französische Freiheit hat er im Jahre 88 schon gemacht und er freut sich vorhergesehen zu haben, was erfolgt ist. Er nennt die Revolution keinen Triumph der Menschheit, wie Wieland in der Begeisterung, aber er spricht mit Würde und Wärme von dieser Begebenheit, so einzig groß in der Geschichte. Ich wundere mich nicht, sagte er, daß es Unruhe dabei gibt, vielmehr, daß es so wenige gibt. Es ist ein schöner Zug, daß man allgemein die verachtete, die die Freunde des Königs vom Wagen gerissen und ermordet hatten. Sie streiten und zanken in der Nationalversammlung, aber es kommt doch immer etwas vortreffliches heraus. Wenn man alle Züge von Edelmut, Geistesgröße und Uneigennützigkeit seit der Revolution, davon nur ein geringer Teil bekannt geworden, sammeln sollte, welch eine schöne Sammlung denkwürdiger Handlungen. Er erzählte mir verschiedene denkwürdige Vorfälle ganzer Städte, nicht einzelner Menschen. Seine Hoffnungen sind licht, wenn er vom Einfluß der Revolution spricht. Jetzt steht sie fest die neue Konstitution. Wir wollen frei sein! ist ein unvertilgbarer Entschluß beim größeren Teil des Volkes und könnte ich, fügte er hinzu, als Herzog von Braunschweig 80000 Mann Preußen gegen Franzosen anführen, ich fürchtete mich. Jetzt ist kein Regent sicher, daß nicht ein ähnlicher Entschluß wie ein Lauffeuer einen Teil seiner Armee anstecke, besonders wenn das Volk mit der Landesregierung unzufrieden wäre. Er fragte mich, ob ich nichts bemerkt hätte auf meiner Reise. Die Anzahl der Schriften seit Zerstörung der Bastille muß nach Klopstocks Meinung auf 30000 Mark kosten, da ein Engländer für die Schriften bis zur Zerstörung der Bastille 7000 Mark bezahlen mußte. Von der Schweiz sprachen wir viel und zündeten dabei eine Pfeife Kanaster an. Er wurde sehr offen und sprach sehr bestimmt und

genau und fragte diese Bestimmtheit ab, wo sie fehlte. Er sagte, er sei aus einem preußischen Lande und den griechischen Republiken in die Schweiz, ihm die erste Republik, gekommen und daher sehr von ihr eingenommen gewesen, aber er glaube, Zürich sei schon damals mehr aristokratisch, als demokratisch gewesen. Von den Einwohnern sagte er viel Gutes. Lavater wäre in seiner Jugend ein Skeptiker und halber Zweifler gewesen. Klopstock und Jerusalem wären voll Erstaunens gewesen, als er ihnen die erste Schrift über Gebet oder Glauben zugesandt zur Beurteilung. Seine jetzige Meinung von ihm ist, daß Lavater der eitelste Mensch unter der Sonne sei, der sich zum Mittelpunkt der Dinge machte. Für einen Schauspieler, nach Schillers Ausdruck, wollte er ihn nicht halten. Von Schiller sagte er nur in Beziehung seiner Geschichte der Revolution in den Niederlanden, er habe sie nicht gelesen: Ich liebe die Poesie sehr, aber auch die reine blumenlose Prosa. Doch habe man ihm jetzt das Gegenteil versichert und er wolle sie lesen. Es kam Hofrat Ebeling; hört nicht gut. Vorher sahen wir einige Köpfe von Mitgliedern der Nationalversammlung durch. Ich wollte gehen, aber Klopstock ließ nicht. Beim Abschied reichte mir Klopstock die Hand und ich hatte ihm vorher schon gesagt, daß ich Empfindungen der Hochachtung nie zutage bringen könnte und bezog mich darauf. Sie haben genug gesagt, erwiderte Klopstock. Er ist kleiner Statur, mehr ernst als heiter; zwischen beiden Augen eine Präzisionsfalte, weil sich dieser Teil bewegt, so oft er etwas genauer bestimmen will. Sprache und Art zu denken bestimmt und beim Fortgehen des Gesprächs Offenheit, z. B., das gehört nicht eigentlich dahin; da gehen wir vom Begriff ab; was verstehen Sie darunter? Oder: ich will es Ihnen sagen und ganz sagen, wie ich's denke; ich verstehe, was Sie sagen wollen. Er hat riesige Wärme und ich möchte sagen Vernunftphantasie, weil nur Sachen, deren Größe durch Vernunftbetrachtung erhellt, ihn zu begeistern scheinen und dies ließe sich aus seinen Schriften beweisen. Es ist unwürdig gesprochen, wenn einige sagten, Klopstock sei ein Petitmaitre. Er mag sich in Gesellschaft zu schicken wissen und dies gereichte ihm vielmehr zum Verdienst.

Er scheint nur mit der Geschichte der Welt, nicht aber dem Geist der Zeit fortzuleben. Seine Zeit ist vorüber. Er ist über 60, aber noch frisch und lebt seinem Kreis von Freunden. — Ich fragte ihn, welchen Einfluß wohl nach seiner Meinung die Revolution auf Religion haben würde und das fragte ich in Beziehung auf seine Messiade, weil mit dem Schicksal der Religion auch ihr Loos gefallen ist. Er sagte, wenn auch mehr natürliche Religion in Frankreich herrschend würde, so tut es der christlichen keinen Schaden, weil sie, wohlverstanden, so sehr der Vernunft sich nähert. Vom Einfluß der Sitten ließe sich überall nicht sprechen. Klopstock erzählte mir von einem kleinen Fest zur Teilnahme an dem Freiheitsfeste der Franzosen. Man hat in Straßburg und Paris sich dafür gegen einen Hamburger Kaufmann sehr dankbar erzeigt. Soviel von diesem Mann, der lange der erste unter Deutschlands Dichtern und in gewisser Rücksicht noch jetzt zu heißen verdient. Seine Oden sind Meisterstücke und seine Messiade als ein Aggregat von Oden betrachtet, ist es auch. Nur hätte ein Genie vom ersten Range sich einen andern Stoff gewählt. Nur zu kurz sah ich ihn; in wenigen Stunden lernt sich so ein Mann nicht aus.

Die 5 Jahre deutschen Studentenlebens waren für Graß nun vorüber. In der Theologie hat er es in dieser Zeit, wie es scheint, nicht allzuweit gebracht, viel aber hat er für sich und sein inneres Leben gelernt. Er studierte die Kunst, zeichnete, spielte Klavier und lernte französisch, machte Reisen, die ihn mit den berühmtesten Menschen seiner Zeit zusammenführte: Frau von Laroche, Schubart, Klopstock, Goethe. Am meisten ist er von Schiller beeinflußt und ich meine, es ist nicht zuviel gesagt, daß seine Aufzeichnungen den klassischen Geist Schillers atmen. Von edlem ästhetischen Idealismus ist er beseelt und alles Wahre, Schöne, Edle, Erhabene und Große entzückt und begeistert ihn. Er schwärmt für die Natur, schaut alles mit den Augen eines Künstlers an. Er begeistert sich für Freundschaft und Liebe. Dabei ist er durch und durch religiös. Freilich ist es die Religiosität seiner Zeit: der Rationalismus; die Wirklichkeit und Vorsehung Gottes stehen ihm fest, er schwärmt für die edle Sittlichkeit der Gesinnung

und Tat, wofür Christus das Vorbild ist. Tagebuch 1796 heißt es: Jesus Christus! O du himmlischster der Weisen! Wie erhebt sich mein Herz an der Göttlichkeit deiner Seele. Ich fühle, daß du groß warst, weil du so empfinden und denken konntest. Humanität war deine Hoheit. Was haben die Menschen aus dir gemacht: ein blutbedecktes Lasttier, einen Heiligen und Gott weiß, was. Deine edle Einfalt und Natursinn haben nur wenige im Stillen empfunden. Muß man nicht der ganzen Theologie gram werden, wenn man sieht, was die Menschen mit dem Wort christlich gestempelt haben. Das kommt mir vor, als ob die Leute Zichorie, Eicheln, Erbsen, Kartoffeln rösten und eine Kaffeebohne dazu werfen. Die Religion hat viel ähnliches mit Kunstsinn. Wie viele Handwerker ohne idealisches Kunstgefühl. Wie viel Religiöse ohne Sinn für das himmlische, wie es einzig existiert, für das edelmenschliche. Ohne Sinn für das Schöne kann es auch kein Sinn für das Edle geben. Die Kunst ist daher eine gewürdigte Dienerin der Menschheit. O Ihr Pfaffen mit dicken Bäuchen. O Ihr Büchergelehrten mit großen Tabakpfeifen und verschrumpften Herzen. Daß ihr das Privilegium an euch gerissen habt, den edelsten der Menschen zu entstellen. — Graß spricht eine schöne edle Sprache, wie tief und warm ist sein Gemüt, wie fein sein Empfinden, wie treffend sein Urteil. Zudem geben uns seine Aufzeichnungen neben der Bekanntschaft mit den Größen seiner Zeit, einen Beitrag für das akademische Leben in Alt-Jena, das immer interessant ist. 1791 kehrte er von Lübeck aus zur See in die Heimat, nach Riga zurück. „So war, schreibt er, in wenigen Minuten, ohne daß ich selbst daran dachte, der geliebte deutsche Boden meinen Füßen entwichen, fünf Jahre seit jener unglücklichen Fahrt verflossen. Wievieles wäre anders gegangen. Vielleicht wäre ich jetzt in Rom, vielleicht schon in ruhiger Stille des Landlebens. Der Mensch ist ein schwacher Kahn im Meer der Zeit; die Umstände treiben ihn hierher und dorthin gleich Winden und wenigen glückt es unzertrümmert den Hafen der Ruhe zu finden". — Mit trüben Gefühlen betritt er in Riga den Boden. Er schreibt: „was ich vergessen glaubte, stand wieder lebendig vor mir, Deutschland und die glücklichen

Bilder voriger Zeit waren in eine andere Welt, von der mich jetzt ein Meer trennte, gedrängt, daher Wehmut. Eingang in die Mauer wie in einen Kerker, den Kopf gesenkt und stumm hinschleichend". Hier könnten wir schließen, denn auch die vielen späteren Aufzeichnungen bieten außer dem Briefwechsel mit Schiller und des Dichters Gattin nichts mehr von Jena und Weimar und Deutschlands klassischer Zeit. Graß ist 1792—96 in Riga gewesen und hat dort Zeichenstunden gegeben, Pastor ist er nicht geworden, er war zu sehr Künstler und wollte seinem innersten Wesen Genüge tun. 1796 ging er in die Schweiz und 1803 nach Italien und ist in Rom am 22. Juli 1814 gestorben. Indes dürfte es doch interessant sein, auf sein ferners Schicksal einzugehen.

---

11. Fernere Schicksale.

(In Riga 1792—96; Brief an Schiller; 1796—1814: Aufenthalt in der Schweiz, Brief an Schiller aus Zürich 1797; über Bonaparte, Basel 1797; Beziehungen zu Lavater; in Italien (1803), Sizilische Reise; Tod 1814.)

Die Zeit[1]) von 1792—96 können wir schneller überfliegen. Wohl hilft er dem kranken Vater in seinem Amt. Die Vokation zum Adjunkten, um nachher Nachfolger seines Vaters zu werden, weiß er aber geschickt abzulehnen. Er lebt in Riga, zeichnet und malt und erwirbt sich seinen Unterhalt durch Zeichenstunden. Schwere innere Konflikte durchwühlen seine Seele. Die Liebe zu seinen Eltern und Geschwistern zieht ihn in eine Stellung, aber er kann sich nicht in die kleinen livländischen Verhältnisse vergraben. Pastor oder Künstler? Das ist das große Problem, das ihn quält. Aber sein künstlerischer Sinn siegte. Wohl nimmt er eine Vokation auf die Landpfarre Sunzel in Livland an, hält auch seine Antrittspredigt. Da tritt eine Wendung in seinem Leben ein. Eine unglückliche Liebe zur Tochter des Pastors von Neuermühlen Piel, Constanze, bringt ihm die bitterste Enttäuschung. Eine Rettung aus dem inneren Konflikt zwischen künstlerischer Anlage und widerwillig übernommenem Amt und aus seinem

[1]) Siehe: Aufzeichnungen eines livländischen Hofmeisters (Krause), im Rigaer Tageblatt 1894 und 1895.

zerrissenen Seelenzustande sieht er in rascher Entfernung aus der Heimat. Es ist ein Stück von Werthers Leiden, das er durchlebte und die neuen Ideen, die in Frankreich die politische, in Deutschland die große geistige Revolution bewirkten, drängten ihn hinaus zur Freiheit, zur Kunst, zum Ideal. Er spricht sich in einem Brief (16. Januar 1796) darüber aus: „Es ist vorüber! Dies Wort warf mich vor wenigen Tagen fürchterlich darnieder. Das ganze Gebäude meiner Hoffnungen stürzte zusammen und ich lag unter den Trümmern. Kaum kann ich mich einer Zeit in meinem Leben erinnern, wo ich so zerknickt gewesen wäre. Die Sonne, die Erde, der Wald, alles hatte seine Beziehung auf mich verloren. Alles hatte sich von mir entfernt. Einsamer, verlassener war ich in keinem Moment meines Lebens. — Aber auch von diesen Zuständen kann ich nun sagen: es ist vorüber." Diese Beruhigung war nur eine augenblickliche, wie es lange nachher seine Briefe bezeugen. Und noch in Sizilien ruft er aus:

Sage, wer lehrte sie dich
Die glühende feurige Liebe.
Mädchen der südlichen Flur!
Nimmer erlerntest du sie.
Mädchen des sinnigen Nords!
Wol schwatzet ihr über die Liebe,
Aber kennet ihr sie?
Etwa nur aus dem Roman.

Strenge Moralphilosophen werden diese hohe Reizbarkeit mit dem Namen Schwäche bezeichnen, nur mögen sie zugleich erwägen, wie selten der Weise ist, der auf der Stufenleiter der Gefühle nirgends wankt und selbst auf ihrem höchsten Gipfel mit kalter Besonnenheit in die schwindelnde Tiefe hinabschaut, die sich unter ihm ausdehnt.

Aus dieser Zeit besitzen wir einen Brief von Graß an Schiller und den ersten Entwurf eines Briefes an Schiller, der eine volle Würdigung Schillers enthält.

Zunächst eine Stelle aus dem Tagebuch aus etwas früherer Zeit, Riga 1792: „Ein Brief von Beuthner und zwei Stücke der Schiller'schen Thalia, in deren jedem ein Gedicht von mir

selbst unter einem versteckten Namen steht[1]). Dies überraschte mich sehr und es war, als ob mein Geist einen Stoß erhielt. Schiller, welch ein Mann ist das — welches singuläre Gefühl in allem, was er denkt und wie groß ist alles gedacht. O daß ich keinen Strahl von dieser Sonne auf die Pflanze meiner Geistesbildung erhalten kann! O, daß sie nicht diese Wärme erhielt, um desto schmerzlicher zu verwelken."

Ende Januar 1795 schreibt Graß an seinen Freund Krause: Das beste, was ich in dieser Zeit gethan habe, ist: ich hab an Schiller zum ersten Mal geschrieben, einen kurzen Abriß meiner Geistes- und Herzensgeschichte, und ihm einige Gedichte geschickt und seiner Frau eine Zeichnung — „Herzens-Einfalt" unterschrieben, — zu einem Liede.

Der Brief lautet:

Es sind vier Jahre, vier Jahre! verflossen, seit ich in Rudolstadt von Ihnen ging; nur wenn ich auf die Lebhaftigkeit meiner Rückerinnerungen an jene Augenblicke sehe, scheinen es mir so viel Tage zu sein. Ich sehe noch jeden einzelnen Moment unverrückt und deutlich vor mir. Wie wir am Bett saßen und Ihnen vorlasen und was wir lasen; wie wir die Mondlandschaft vor Ihnen aufstellten; dann wieder, wie Ihre Gattin an Ihrem Bett kniete und die Thränen verbarg und Ihre Hände sie umschlungen; wie Sie mit mir Malaga und auf Wiedersehen tranken; dieß alles, und was Sie mir sagten und was ich empfand — dieß alles ist mir so gegenwärtig, wie von gestern her. Ich kenne jeden Zug Ihres Gesichts, ich höre Ihre Stimme, und die leiseste Berührung dieser Erinnerungen durchdringt meine ganze Seele und doch ließ ich vier Jahre hingehen, ohne von jener Erlaubniß, Ihnen zu schreiben, Gebrauch zu machen. Es scheint auffallend zu sein, aber es hängt mit einer so innigen Anhänglichkeit an Sie aufs genaueste zusammen. Ich konnte Ihnen nicht schreiben, weil ich Ihnen hätte sagen müssen: Sie hatten doch Recht, als Sie sagten, ich würde nicht zurückkehren. Ich wollte Sie durchaus widerlegen durch ein: „Da bin ich!"

[1]) „Von einem jungen Maler: „Der Rheinfall" und Erinnerungen an die Schweiz (1792)."

und dies sollte der Kampfpreis meiner Entbehrungen und Anstrengungen sein.

Bei alledem war ich nie ohne Nachricht von Ihnen. Meine Freunde und Bekannte schrieben oder erzählten mir, daß Sie sich meiner erinnerten. Dieß verdoppelte meine Anstrengung, mich los zu machen. Ich schickte eine Vocation zu einer Predigerstelle zweimal zurück. Ich nährte Gesippschafts- und Unterdrückungshaß und verbarg dieß gar nicht, dennoch konnte ich die Menschen, mit denen ich's zu thun hatte, nicht einmal gegen mich aufbringen. Man rechnete darauf, daß die Noth mich endlich doch zwingen würde, und von den Pflichten gegen meine Eltern und Geschwister konnt' ich mich nicht lossagen, weil sie meiner bedurften, oder, was eben so viel war, weil ich das glaubte. Mögliche spätere Vorwürfe, die ich von der Ängstlichkeit meines Gefühls zu befürchten hatte, ließen mich keinen raschen Schritt thun. Dazu kam die Vorstellung von der Beschaffenheit meiner körperlichen Constitution. Ich bin zwar gesund, aber doch von Wind und Wetter sehr abhängig. Dieß machte mich gegen meine Empfindungen sehr mißtrauisch, und es schien mir ausgemacht: Kunstfreude sei nur eine Blüthe des Jugendalters. Die Erfahrungen, die ich von Menschen in so mancher Rücksicht machte, schlugen mich noch mehr nieder. Ich sah überall, wie man sich höchstens für den Künstler, selten für die Kunst interessirt. Sein Werth hängt von seiner persönlichen Beziehung auf die Genusses- und Modetriebe ab. Er hat keine Aufmunterung, und Kennerruhm muß den Künstler spornen, oder er wird Brodarbeiter und Handwerker. Wie furchtbar ist nicht schon jede Nacht für das Aug' des Künstlers! und nun erst der Gedanke an Alter.

Ich will nicht untersuchen, in wie fern ich Recht hatte, was meiner Verstimmtheit, dem Klima, Genossen, Gefühlsvorurtheilen aus der Kindheit u. s. w. gehörte; genug mir fehlte Muth. Übrigens hatte ich bei meinem Privatunterricht in der Stadt ein reichliches Einkommen, so daß ich darauf rechnen konnte für mehrere Jahre in der Zukunft mir Unterhalt zu erwerben. Ich hielt daher für's dienlichste, eine Zeitlang mein Schifflein auf's Gerathewohl treiben zu lassen.

Unbeschreiblich ist es, welche innere angreifende Gefühlszustände meine Seele in dieser ganzen Zeit durchliefen. In dem ersten Jahr hab ich oft mein Lager naß geweint, weil man meine Unzufriedenheit für Überspanntheit u. s. w. erklärte, bis ich mich in mir selber verschloß.

Ich nährte den geheimen innern Schmerz als den Wächter meiner bessern Empfindungen. Mein gutes Schicksal gab mir einen Freund. Ein weiblicher Freund wurde mir in den letzten Jahren unendlich tröstlich und wohltätig. Wäre Liebe in mein Loos verwebt gewesen, vielleicht wäre mir längst Friede geworden. Aber nirgends ist ein Mann in Ansehung seiner billigen Forderungen an Geist und Herz der Weiber schlechter berathen als hier; und wenn es auch eine oder die andere Ausnahme gegeben hätte, so legte meine Consequenz in Ansehung der Forderungen an mich selbst mir unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Vielleicht kam meine Idealisirkunst hierbei mit in's Spiel. In eine der schlimmsten Situationen brachte mich die Idee vom häuslichen Leben, die höchste Wahrscheinlichkeit, die Stelle meines Vaters annehmen zu müssen, eine vakante Predigerstelle in der Nähe der Stadt — und ein Bild der Phantasie zum Handeln. Ich bewarb mich; die Landleute verlangten mich, aber das Bild meiner Phantasie täuschte mich — bitter, bitter, und meine Freiheit war verloren.

Und zu eben dieser Zeit, da ich mir die eine Brücke abgebrochen habe, hat sich die Lage in Ansehung meiner Eltern und Geschwister so glücklich verändert, daß ich von der Seite nun frei wäre; zu eben dieser Zeit wird mir eine Reise nach der Schweiz angetragen, und meine Gesundheit hat in diesen vier Jahren sehr viel gelitten, so daß es mir fast notwendiges Bedürfnis geworden ist an eine erheiternde Reise zu denken; ich hätte auch Vermögen dazu, aber nun bin ich durch meinen gethanen Schritt und die öffentliche Meinung gebunden.

Wie unglücklich wär' ich jetzt, wenn ich gar kein Interesse für bürgerliche Wirksamkeit und Nützlichkeit hätte! Ich kenne zwar alle Beschwerden des hiesigen Landpredigers und seine so wenig innere Satisfaktion als äußere Aufmunterung gebende

Lage. Aber ich weiß und fühle es auch, daß ich gerade die Eigenschaften habe, durch welche ein Prediger wenigstens für den Augenblick wohlthätig werden kann. Ich habe einen unaussprechlichen Widerwillen gegen alle Bauchpfafferei, und ich glaube sagen zu können, daß mich jetzt weder Noth noch bequeme Lage von den Ideen und Gefühlen, die zu meiner Humanität gehören, abbringen werden. Dieser innere determinirte Wille, der Freund dieser Menschen zu sein, ist jetzt das Gegengewicht meiner bisherigen Kunstneigungen und Gefühle. Vielleicht wird dieser Schritt am Ende noch für meine eigene Ruhe der möglichst beste. Die Dinge in der Welt haben so unzählige Seiten der Ansicht. Ein fester Punkt, ein bestimmtes Gefühl von dem, was man ist und sein soll, und die Möglichkeit zu häuslicher Verbindung zu gelangen, scheinen doch die Grundlagen der Zufriedenheit zu sein. Meine kleinen Talente sind da gerade am rechten Orte, wo sie mir bloß das Leben verschönern sollen. Ich besitze hier, was man doch auch erst nach und nach erwirbt, die Freundschaft und Theilnahme vieler Menschen. Ich kann nicht mehr durch Ausbreitung, ich muß durch Einschränkung mein inneres Leben mir erhalten. Das Alles sehe ich ein, aber ich sah einst so manche entgegengesetzte Vorstellung eben so hell ein, und noch bin ich in den neu ergriffenen Punkten nicht fest. Daher gibt es jetzt häufiger als je Augenblicke, wo ich in mir rein zusammensinke. Hier haben Sie einen kurzen Abriß meiner Geistes- und Herzensgeschichte, in der meine Phantasie immer eine große Rolle gespielt hat und noch spielt. Was hätt' ich darum gegeben nur einen Tag bei Ihnen zuzubringen. Sie hätten mir gewiß bestimmte Ideen gegeben, denn Sie vermögen unendlich viel über mich, und meine Liebe für Sie ist eine Art Schwärmerei.

Wenn es sein kann, so geben Sie mir ein Wort der Beruhigung und der Weisung zu lesen. Es ist nicht dieß oder jenes, warum ich dieß so sehr wünsche, es ist das bestimmte Gefühl, was ein solches Freundschaftswort von Ihnen, unvergeßlicher Schiller, mir in meinem Stillleben, das so wenig aufmunterndes hat, sein würde. Das Einzige, woran ich mich auf-

richten kann, ist der geheime große Bund, der unter allen denkenden besseren Menschen in allen Erdgegenden existirt. Ich werde mich fest und immer fester an diese erhebende Idee anschließen, wenn ich nur das Gefühl habe, nicht von Ihnen getrennt zu sein.

Den Gedanken nach Deutschland zu kommen, wann es auch sei oder auf wie lang oder kurz es sei, geb' ich nicht auf. Ich kann immer für einige Monate abkommen, und ich werde dazu eine gewisse Summe deponiren.

Wenn ich auch nicht weiter schreiben kann, so will ich doch durchaus nicht zurückkommen. Aus diesem Grunde wollt' ich lieber in die schlechteste neue Lage mich begeben, als in die sonst bequeme, aber mir bis in's Detail bekannte bei meinem Vater. Ich bin seit meiner Kindheit, die ich dort verlebte, ganz ein anderer Mensch geworden; ich kann und darf nicht in die alten Formen meiner Vorstellungen zurückkehren. Freilich ist meine neue Lage der alten ähnlich, aber es ist doch nicht dieselbe. Hier formire ich meine Verhältnisse; dort hätten die Verhältnisse mich gezwungen. Diese Besorgniß mich mir selber rauben zu lassen hat mir eine gewisse Zurückgezogenheit zum Bedürfnis gemacht und alles zusammen hat mir eine gewisse Eigenthümlichkeit gegeben, die weder Originalität noch Sonderbarkeit ist, die mir aber meine erworbene Art zu sehen, zu denken und zu fühlen verbürgt. Freilich werde ich eben dadurch auch öfter anstoßen, aber das hat auch sein Gutes.

Meine Kunstfertigkeit hat sich erweitert, die Liebhaberei verloren. Die Kunst als Kunst hat mich nie sehr gereizt, nur in Beziehung auf höhere Zwecke war sie mir theuer. Je weniger man bei der jetzigen Lage der Dinge von diesem Einfluß auf sittliche Kultur der Menschen wahrnehmen kann, desto mehr muß sie verlieren. Aber liegen lasse ich meine Malkunst nicht. Sie soll mir Freude und Wein einbringen und auch dazu dienen mich unabhängig zu machen. Meine kleine vena poetica ist nicht ganz versieget, besonders war sie im letzten Jahr ergiebig, als ich im Sturm und Drang so mancher Gefühle lebte. Was ich gearbeitet, sind Romanzen von größerem Umfange, worin die

Hülle des Abenteuerlichen immer gewisse moralische Hauptideen verbirgt, um sie desto hervorspringender zu machen. Dann Gemälde aus den Tagen meiner Schweizer Wanderungen. Dann Episteln meist didaktischen Inhalts. Endlich Ergießungen in einzelnen augenblicklichen Seelenstimmungen; theils melancholisch, teils ästhetisch moralischen Inhalts, und dann noch einige Lieder für den Gesang.

Ich füge zu diesem Brief einige Abschriften von kleineren Sachen. Ändern und streichen Sie weg, wie und was Sie wollen, wenn Sie einiges davon für werth halten, in Ihre Horen aufzunehmen. Mir ist das Wenige, was ich von der Dichtkunst und größtenteils durch Sie habe und das Wenige, was ich von Ihrer Kritik hörte, unbeschreiblich werth gewesen und geworden. Meine Schmerzgefühle nahmen durch die Dichtkunst immer eine mildere Gestalt an. Aus dem trüben Gebiete der stürmenden Phantasie führte sie mich so oft in das reine, ruhige, lichte Gebiet des moralischen Ideals. Ich vergaß oft mit ihr die zurückschreckende Wirklichkeit und kehrte himmlisch getröstet mit Muth und Heiterkeit zu ihr zurück. Selten hatte ich einen reinen Moment des reinen Freundschaftsgenusses oder der Freude an Natur, an Güte und Wahrheit, den ich nicht bezeichnete. So entstanden allerhand kleine Versuche, die ich größtentheils selbst noch nicht wieder gelesen habe.

Das Lied an die Liebe schrieb ich in einer Zeit, da meine Phantasie viel liebliche Träume hatte. Es ist mir werth, weil es aus Gefühlen entsprungen ist, die Ihr Lied an die Freude, das immer mein großes Hallelujah war und so oft mich beruhigte und erhob, in mir hervorrief. Sie werden finden, daß die Liebe, die sich auf eigennützige Triebe bezieht, mich weniger begeisterte, als die, die singt: seid umschlungen Millionen! Ich wünsche, daß Sie es nicht Ihres Beifalls oder der Änderung ganz unwerth finden. Was ich fürchte ist, daß hin und wieder etwas Phöbus schimmert.

Mehr oder weniger ist alles, was ich geschrieben, Abdruck individueller Stimmungen und Lagen und in der Zeitordnung zusammen gereiht enthielten diese zerstreuten Blätter eine Geschichte meines Herzens und Geistes.

Ich will Ihren Rath hören, welchen Gebrauch ich davon machen soll. Dann und wann werde ich nur Einiges Ihnen zuschicken, welches Sie, wo es angeht, mit meinem Namen einrücken lassen werden, im Fall es je der Mühe lohnte, daß ich etwas mit meinem Namen sammelte und bekannt machte.

Der einzige Grund, den ich dafür haben könnte — denn mir hat die Arbeit Genuß gewährt, und daran hab ich genug — wäre der, mir, wär' es auch nur durch Vorurtheil, hier so viel Namen zu schaffen, daß ich nicht nothwendig an meine Stelle gebunden wäre.

Aus dieser nämlichen Ursache will ich mich auch vorzüglich auf Kanzelberedsamkeit legen. Überhaupt sollen und müssen die Wissenschaften mir theuer bleiben, und ich bitte Sie auch in dieser Hinsicht, mir ein oder das andere Werk, das besondere Aufmerksamkeit verdiente, wie Sie es sonst thaten, zu empfehlen. Das Lied oder Gedicht von Conz an Ihre Gattin erfreute mich sehr, und als ich hörte, daß Sie Vater wären, hüpfte ich vor Freude umher. In dem Augenblicke sprach mein Herz den wärmsten Dank für Ihre Erhaltung und die innigsten Wünsche für die Zukunft Ihrer Tage aus. Ich werde und kann Sie nie vergessen. In der Geschichte meines Geistes und Herzens und meiner ganzen Humanität komme ich immer auf Sie zurück. Schon damals, als ich zuerst nach Dresden kam und ich Sie noch nicht kannte, hing mein Gefühl an Ihnen. Ich gehe nun bald auf's Land. Ihre Werke und Ihr Bild von Müller begleiten mich in meine Einsamkeit. Meine Liebe für Sie geht mit mir durch das Leben. Wenn es Ihnen nicht zu viel Zeit raubt, so antworten Sie mir nur etwas, das auf mein künftiges Leben Beziehung hat. Es wird ein Feuerfunke meiner Seele sein. Grüßen Sie herzlich Ihre edle Gattin! Küssen Sie Ihren Sohn für mich. Wie heißt der kleine Mensch? Adieu.

K. Graß.

Diesen Brief hatte Garlieb Merkel Schiller übergeben. Darüber schreibt Graß im Tagebuch, Zürich, Februar 1797: „Ein Brief von Merkel machte uns große Herzensfreude . . . Schiller hatte sich meines Briefes gefreut. Mit ungestümen Fragen hatte er

und seine Frau Merkel bestürmt. Er war nicht ganz zufrieden gewesen mit meiner gänzlichen Resignation, bis ihm Merkel gesagt, daß ohnedem gänzliche Entsagung der Kunst unvermeidlich gewesen wäre. In meinem Herzen hob sich der Gedanke, auf einem anderen Wege meinem Vaterlande wesentliche Dienste zu leisten. Schiller hat versprochen mir zu schreiben. Alles dies that meinem Herzen überaus wohl. — Inniger kehrt meine Seele bei der neuen Ruhe zur Kunst zurück."

In ungeordneten Papieren in Graß' Nachlaß finde ich ein Schriftstück, das der erste Entwurf eines Briefes an Schiller zu sein scheint. Es ist ohne Datum. Ich meine, er ist aus Riga etwa 1796 geschrieben und enthält eine volle Würdigung des Dichterfürsten. Er lautet: Ich versprach Ihnen schon letzthin eine Beilage, worin ich Ihnen manches ausführlicher schreiben wollte, was nähere Beziehung auf mich selbst hat und was ich, weil es nur für den Freund Interesse haben kann, nicht dem Brief anvertrauen mag, der eigentlich nichts enthalten soll, was nicht jedem offen liegen darf. Das freundschaftliche Interesse, das Sie edler Mann an mich und mein Schicksal nahmen, berechtigt Sie zu der Aufforderung, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit immer einiges im Detail von meiner Lage und den Veränderungen in derselben mitteilen sollte. Gern folgt mein Herz dieser Stimme, weil Sie mich nicht misverstehen werden. Nur zu häufige Erfahrung hat mich gelehrt, wie wenige Menschen einander verstehen, wo es von ganz gleichgiltigen Dingen die Rede ist, wie viel mehr ist dies da der Fall, wo ein Mensch etwas aus dem innern Archiv seiner Gedanken, Erfahrungen usw., wo es auf Kenntnis seiner Individualität, auf selbstgemachte Erfahrungen, die dem entsprechen, so sehr ankommt, hervorlangt. Daher wird es mir immer schwer, von mir selbst zu sprechen und Rücksichten zu vergessen, auf die man sonst immer zurückblicken muß. Dies ein für allemal zur Einleitung — und nun, was und wie es mir einfällt. Seit meiner Trennung von Ihnen ist meine Seele durch allerhand frohe und traurige Zustände an dem Faden des Lebens geführt worden. Bald war mir's, als wollte ein Schimmer von Hoffnung sich über den Gang meines

Lebens verbreiten, bald schien mir's, als würde es nur dunkler vor mir hin und dann ging wieder aus der Dunkelheit ein mildes erheiterndes Licht mir auf. Der Aufenthalt bei Ihnen, edler S(chiller) ist mir in mancher Rücksicht sehr wert gewesen. Ich habe Sie achten und lieben gelernt und bin von der Meinung, die ich aus dunklen Gefühlen für Sie fühlte, nie abgegangen — und wenn man Menschen gekannt hat, wie ich Sie gekannt habe, so ist diese Überzeugung immer mehr gefunden zu haben, um dessentwillen man sich freut, unter Menschen zu sein, unendlich viel wert. Der Mensch bedarf immer einer Aufrichtung seines besseren Gefühles an Menschen, wenn er nicht zuletzt den Glauben an sich selbst verlieren soll. Nicht blos Zahlen und Namen entschwinden dem Gedächtnis, auch Eindrücke des guten, wahren, edlen, verlieren sich. Umstände und Erfahrung geben und nehmen, aber je weiter man kommt, um so mehr nehmen sie. Weh uns, wenn sie den Glauben an ein Ideal, das die Natur selbst dem Menschen eindrückte, uns nehmen und wir es nur für eine Chimaire halten anders und besser sein zu wollen als wir sind. Dann kommen wir gewiß dahin, wo der Mensch den Maasstab zur Würdigung seiner selbst verloren hat und am allerwenigsten mit sich selbst unzufrieden ist. Aber das weiß er nicht, daß er dann die reinste Freude, deren die Seele fähig ist, verloren hat — wie der Geizige, der um so mehr darbt, je mehr er Quellen des Einkommens sich eröffnet zu haben glaubt. Um mich meiner Menschheit zu freuen, muß ich mich durchaus zu einem höhern Zweck des Menschen erheben können, als den Sinnlichkeit mir vorhält, ich muß an wahren Menschen gefühlt haben, was der Mensch sein und werden soll — sonst verlier ich die Leitung der sittlichen Vernunft bei meinen Handlungen — und halte alles, was außer der Grenze der Klugheit und des Eigennutzes liegt, für Raisonnement, Schwärmerei, feinere Eigenliebe usw.

Ich möchte um alles in der Welt nicht gegen Eindrücke und Gefühle gleichgültig werden, die mir heilig waren und sind. Daher ist jede Stunde mir ein Gottesgeschenk, wo irgend etwas davon in mir aufgerufen wird und daher wird mir Ihr An-

denken auch immer teuer bleiben. Es verhält sich mit diesen Gefühlen für Wahrheit, Recht, Gutes usw., die doch bei allen Handlungen eines wahren und wohlwollenden und sittlich guten Menschen zum Grunde liegen müssen, wie mit dem Gefühl fürs Schöne. Liegt diesem Gefühl, das Ossian und Homer und unter allen Himmelsgegenden einen oder den andern hinriß, etwas zum Grunde, eine Urschönheit, oder ist's Chimaire? Sage man aber dem, der nie das Gefühl des Schönen hatte, so viel davon vor, als man will, er wird darüber lachen und doch nichts fühlen. Und so verhält sich's mit jedem Ideal; dem, der keinen Sinn dafür hat, ist's die große Thorheit, eine Einbildung, dem, der es aber hat, die größte erhabenste Weisheit.

Verzeihen Sie mir diese Ausschweifung. Ich wiederhole: Die Kenntnis jedes Menschen, für den ich wahre Achtung, die immer auf dem Gefühl, daß er als ein sittlich guter, Vernunft ehrender, gerechter und gütevoller Mensch sie verdient, sich gründet, fühle und fühlen muß, wenn auch nur in Beziehung auf den größeren Teil meiner Erfahrungen, ist ein großes himmlisches Geschenk, jedem, dem die Menschheit teuer ist in anderen und in sich selbst. Ich habe daher durch die Achtung, die ich für Sie fühlte, gewiß viel gewonnen, abstrahire ich aber davon und denke Sie mir gleichsam weg — so finde ich äußerst wenig, was mich fesselte und ich drücke mich sehr gelind aus, wenn ich sage: j'ai trouvé tous comme chez nous. —

Im Mai (22.) 1796 verläßt Graß Riga auf immer. Krause, sein Freund, bemerkt hierzu: Für Lievland ist Graß für immer verloren. Am 4. Juni betritt er in Lübeck deutschen Boden, durchreist Deutschland und kommt nach Zürich und besucht seine Freunde Pfenninger und Heß. In dieser Zeit lernt er auch Pestalozzi kennen. Er schreibt über ihn im Tagebuch: ein anspruchsloser Mann, wir beschlossen gemeinschaftlich das Friedensfest zu feiern. Anfang 1797 schreibt Graß wieder an Schiller.

An Schiller. Zürich, den 15. Januar 1797.

Ich sollte Sie wegen meines Briefes, den ich Ihnen vor einem Jahr aus Lievland schrieb, um Verzeihung bitten. Sie haben aber unfehlbar aus dem Briefe selbst errathen, in welchem

Seelenzustande er geschrieben war, und mein Herz rechnet auf Ihre freundschaftliche Nachsicht. Jene Lage und jene Zeit ist nicht mehr. Gerade die Umstände, die mich physisch und moralisch zu vernichten drohten, haben mich dahin gebracht, wohin ich nie zu gelangen hoffte, daß ich meiner innern Bestimmung für das Studium der Kunst folgen darf.

So hinderlich in dieser Rücksicht auch die Lage in meinem Vaterlande war, so diente sie doch dazu, mir die Unabhängigkeit vom Erwerb zu verschaffen. Gesundheit, Ruhe und Kräfte fand ich auf den Bergen der Schweiz wieder. Jetzt wohne ich in Zürich und bereite mich auf eine Reise nach Rom, die ich ungeachtet der Kriegsunruhen im Frühling machen will. Sie werden gewiß einigen Antheil an dieser Katastrophe meines Lebens nehmen und ich vergesse es nie, daß der Funke, den keine Zeit ganz auslöschen konnte, von Ihnen in meine Seele geworfen wurde. K. Graß.

Wer weiß, ob Schiller auf diesen Brief geantwortet hat? Der Kirchenrat Mieg in Heidelberg suchte ihm das Ausbleiben einer Antwort ganz natürlich zu erklären. „Könnte Ihr Brief an Schiller nicht verloren gegangen sein?“ schrieb er am 1. Mai 1798. „Übrigens glaube ich gern, lebt Schiller zu sehr in sich, im Gewebe seiner Ideen und Phantasieen, daß er gerne Briefe schreiben mag. Auch müssen Sie in Anschlag bringen, daß Schiller kränkelt und Kränkelnde bedürfen ihrer bessern Stunden des Lebens, wenn sie Schriftsteller sind, für sich, für ihre Werke und für ihren Herrn Verleger.“

In der Schweiz wird Graß auch mit Lavater bekannt.

Über Lavater schreibt Graß 13. Nov. 1796.

Heute früh ging ich in Lavaters Predigt. Er redete von der Gleichgültigkeit gegen die Religion als einer höchst unverantwortlichen und höchst gefährlichen Sache. Er bewies es in Ansehung der Hoheit und der Liebenswürdigkeit des Stifters und in Ansehung der Forderungen und Verheißungen des Christentums. Unleugbar war viel Salbung und Kraft in seiner Sprache, dennoch schien mir die Materie wenig zweckmäßig. Durch Warnung vor Gleichgiltigkeit wird niemand ein eifriger

Verehrer der Religion werden, und am wenigsten schienen mir die dogmatischen Vorstellungen dieses zu bewirken. Einmal traf er keine Seite, die mein Herz berührt hätte. — Wie schwer ist es also für einen Religionslehrer, Verstand und Herz zu ergreifen. Das einzige Mittel den Menschen zu bessern ist, ihn in seine eignen Empfindungen hineinzuführen. Dies setzt aber Menschen voraus, die selbst denken und empfinden, sonst ist die stärkste Rede nur ein Ohrenkitzel. Für mich hätte Lavater zeigen müssen, wie unbefriedigend und unschmackhaft für den Menschen alles ist, wenn er nicht sein Herz über alles, was ihm das Leben darbietet, erheben kann, wenn er es nicht aus dem Standpunkt einer höhern Bestimmung betrachtet. Er wird elend und unglücklich ohne Religion, das läßt sich aus der Erfahrung beweisen. Aus Furcht kann kein Mensch gut sein und aus bloßer Klugheit kann man etwas nicht lieben. Unwillkürlich dacht ich in der Kirche an manche ehemaligen Verhältnisse und Wehmut erfüllte mein Herz. Das trübe Nebelwetter trug wohl nicht wenig dazu bei. Dazu kam, daß wir abends vorher im Winkelmann von dem hohen Sinn der Griechen für Schönheit gelesen hatten. Ein Rückblick von diesem Standpunkt auf mich und die Welt, wie sie einem erscheint, wenn man eine Weile in ihr gelebt hat, macht mich immer traurig. Wenn ich mir so viele Menschen mit einem edlen Sinn begabt denke und dann sehe, was sie in der Wirklichkeit fanden, so kommt mir das Leben wie ein ödes Schattenspiel vor und ich sage: es giebt glückliche Minuten, aber keine Glückseligkeit. Das einzige, was dem Menschen bleibt, ist Arbeiten, Streben. Das Ziel erreichen, ist keines Menschen Sache. Diese Denkungsart soll, wie ich hoffe, mir ein immerwährender Sporn sein, nicht nachzulassen. Wenn ich nur arbeitete, so erreiche ich, was ich erreichen konnte.

Graß besucht Lavater am 27. Nov. 1797.

Tagebuch: Dann ging ich zu Lavater. Er aß mit Frau und Kind und Magd. Einfältig und redlich saß er da und aß herzlich und andächtig, daß ich so sage. Ich setzte mich und nahm ein Glas Wein an. In seinem Gesicht herrschte viel Ruhe, Ruhe eines redlichen, der um des guten willen keiner mensch-

lichen Schwachheit sich schämt, aber auch sie nicht verbirgt. Ich wußte gleich, woran ich an ihm war. Sehr oft traf er praktisch, was ich sagen wollte. „Ich habe vor der Charwoche Christus mir seine wichtigsten Reden ins Gedächtnis gerufen." „Um zu sehen, ob er das auch sagen könnte", sagte L.

Über Dichtkunst: Ein Dichter muß zu irgend einer Kraft dichten, Verstand, Imagination, das Herz oder höhere Divination. Was Effekt machen soll, muß Kraft haben. Klopstocks Ode: Auf dem ewigen Tron saß hoch erhoben Jehovah — sagt, was man sich nicht denken kann oder nur klein denken kann. Der Dichter muß Individualität haben, an diese schließen sich 1000 Individualitäten an. Goethe: Großer Kopf, aber Mensch mit Roheit untermischt u. s. w.

Die Inschrift ins Tagebuch ist vom 18. Juni 1790 und lautet:

C—hristus sei dir mehr als ein angebeteter Name,
R—uh' in Ihm nach der Pein, um Seinetwillen erduldet.
A—uch die leiseste Spur von Ihm sei dir Himmel auf Erden.
S—uch in allem nur Ihn — doch am liebsten Ihn in den Seinen!
S—ei mit jedem Tag des Liebenden sicherer und froher.
[Graß] Johann Caspar Lavater.

Über Bonaparte. Basel 25. November 1797.

Bonaparte auf der Reise nach Rastadt traf in diesen Tagen ein. Unvergeßlich wird es mir sein, wie wir im Vorhause des Wirtshauses zu den drei Königen, wo Bonaparte abstieg, ihn erwartend standen. Feierlich war es. Die Bürgerwehr paradierte. Es war eine ganz andere Szene, wie wenn ein König käme. Ich stand da, einen großen Menschen zu sehen, dessen Einzug in Paris und Handlungen in Italien so oft der Traum meiner Seele waren. Diese Wünsche sollen heute aufhören. Er kam. Leidend und doch freundlich erscheinend ging er durch die ihn erwartenden. Ein Zufall brachte mich in das Audienzzimmer neben den großen Mann. Er sah fatiguirt, bleich, welkend aus, nur im Auge war stiller Glanz. Der Kopf etwas nach vorn gebückt, die Haare dünn überhängend bis auf die Augenbrauen. Charakteristisch — das aus dem Schatten auf-

blickende Auge und der doppelte Wangenzug und Schatten der eingesenkten Wange.

Ein Mitleiden der Ehrfurcht und stille Bewunderung ergriff mein ganzes Herz. Ich hatte noch niemals das Gefühl bei einem Menschen gehabt. Es war mir, als säh' ich ein höheres Wesen. Die Bilder der großen sanften Dulder für Menschenwohl stellten sich vor meine Seele und das Bild Bonapartes reihte sich daran. Ich werd' ihn durch mein ganzes Leben so dastehn sehen, einfach im blauen Überrock mit dem ungekämmten Haar, Halbstiefeln, mit dem Zeitungsblatt in der Hand, — und werde an ihn denken können als Helden, als friedensunterhandelnden Sprecher de la Grande nation, wie er sie nannte. — Ich sagte zu meinem Freunde Steiner: Dieser Tag soll uns durch unser ganzes Leben ein heiliger Erinnerungstag bleiben, denn wir sahen unsern Liebling Bonaparte. Aller Mismuth und Kleinmuth war aus meiner Seele verschwunden, den ich in den vorigen Tagen gefühlt hatte. Ein großer Wunsch meiner Seele war erfüllt worden. Das that der Zufall. Ich sagte mir: geh' still und bedächtig umherschauend deinen Wegen nach, hoffe und wünsche, aber erwarte nicht viel. Ein kleiner günstiger Zufall kann dich dahin bringen, wohin Sorgen und ängstliches Ringen dich doch nicht gebracht hätten.

Diese Denkungsart des zufriedenen Sinnes bei den etwaigen Schicksalen meines Lebens war dasjenige, was ich mit dem Andenken des großen, so ehrenvoll leidenden und absterbenden Bonapartes verbinden wollte.

So wurde sein edles Bild für mich ein milder Genius. O, es war ein freundlicher Tag in meinem Leben. Euch allen, meine teuren, rief ich: „ich hab ihn gesehen".

In der Schweiz[1]) widmete sich Graß ganz seinen Lieblingsneigungen, der Kunst und Poesie. So manche gehaltvolle Zeichnung ward dort verfertigt, manches gemütvolle Lied geschrieben. Jener Rat der Freunde war für seine Gemütsstimmung der wohltätigste gewesen. Hier auf den Alpenhöhen milderte sich

[1]) Nach der Biographie von Tielemann.

allmählich der Schmerz, das Kleinliche des Lebens entschwand und nur das Bild der Freundschaft stand ihm neben dem Bilde der großen Natur. Doch wir wollen ihn lieber selbst seine Gefühle aus jener Zeit schildern hören: „Oft trank ich dort im Schatten eines Baumes mit wollüstigen Zügen die kräuterreiche Luft. Bäche rauschten und ihr Murmeln täuschte mich, als hörte ich bekannte Stimmen. Kein unbefriedigtes Verlangen war in meiner Seele, ich hatte über die Berge weggeschaut und mich größer als sie gefühlt. Die Vergangenheit zog leicht verhüllt bei mir vorüber. Ich hielt sie einen Augenblick an und entließ sie sanft, ohne mit ihr zu hadern. Ich hatte keinen Feind. Der große Friede der Natur war in mein Herz gezogen". Nicht Hang zum Sonderbaren war's, wenn er wochenlang unter den Sennhirten lebte, an ihren einfachen Mahlen teilnahm, in ihren Bretterhütten ruhte. War er hier doch der Natur näher, die er mit dem Blicke des Künstlers betrachtete und mit Jugendwärme an sein Herz schloß. Die Geradheit der Bergbewohner hatte viel Anziehendes für seinen offenen zutraulichen Charakter, alt und jung kannte und liebte ihn dort. Sein an strenge Mäßigkeit gewohnter Sinn bedurfte wenig; und wenn er von Zeit zu Zeit bei seinen schweizer Freunden erschien, so geschah es nur immer auf kurze Frist und um mit erhöhter Kraft sich seinen Naturstudien zu widmen. Am meisten hielt er sich in Graubünden bei der Familie von Salis auf. Auch diese genußvolle Ruhe wurde ihm getrübt. Die Gewitterstürme, die schon seit einigen Jahren in Frankreich tobten, drangen 1798, die alten Formen zerstörend, auch in die friedlichen Alpentäler — aber sie wurden nur eine Veranlassung mehr, daß Graß sich ganz seinen Studien zuwandte. „Wir Handlanger des großen Baues der Jahrhunderte thun am besten daran, uns darauf zu beschränken, was in unserm kleinen Kreise zu thun vergönnt ist. So halte ich es in Ansehung meiner politischen und selbst in Ansehung meiner religiösen Ansichten" (Brief 1810). In jenen Tagen der helvetischen Revolution, wo es ihm Bedürfnis war, aus der Wirklichkeit in das Reich der Ideen zu flüchten, entwarf er unter anderm auch seine Jugendgeschichte. Diese Arbeit hatte

ihm viele Anstrengung gekostet und er bedauert es, daß er sie nicht ganz zustande brachte und nicht auch die Resultate für Erziehung und Bildung niederschrieb. Sein Aufenthalt in Paris dauerte nur wenige Monate und er kehrte bald zu seinen treuherzigen Alpenbewohnern zurück, wo er bis zum Winter 1803 blieb.

Wie sehr hier auch die großen Naturansichten seine Neigung zur Landschaftsmalerei beschäftigten, so strebte er dennoch nach dem Höheren der Kunst und ihren Himmel konnte ihm nur das bewunderte Rom aufschließen. Hier wandert der Pilger unter den Denkmälern großer Zeitalter und hebt zu den herrlichsten Schöpfungen des Geistes den Blick rein zu den Gestirnen empor, die majestätisch auf diese dunkle Erdenwelt herabstrahlen. Schon der Gedanke, an dem Orte zu sein, wo einst große Menschen lebten, übt einen allmächtigen Zauber auf das Gemüt, dem kaum der Gefühlloseste widerstehen kann. Wie mußte dies alles auf Graß wirken, der schon in der Jugend seine Wünsche nach dem glücklichen Süden richtete.

Die Campagna di Roma, die Göttergestalten des Altertums, Raphaels und vieler andrer Unsterblichen zogen auch Graß 1803 dahin. Eine neue Welt hatte sich ihm hier eröffnet, er pries sich glücklich. Schon im Winter 1803 war ihm des Grafen Stollbergs Reise durch Sizilien in die Hände gefallen. Die Phantasie des Dichters hatte das schöne Eiland mit einer Wahrheit und Wärme geschildert, die Graß bezauberte und ihn auf die Idee brachte, einige malerische Schilderungen aus jenem Werk auszuziehen und nach den Eindrücken, die das Lesen derselben bei ihm hervorgebracht, sizilische Landschaften zu bilden. Diese Arbeiten waren ihm auch nach seiner Rückkehr von jener Insel noch viel wert, und er schickte eine derselben an Schiller als freundschaftliches Andenken. In demselben Winter erhielt er den Antrag, einige Nordländer, die eine Reise nach Griechenland machen wollten, durch Sizilien dahin zu begleiten. Mehr bedurfte es nicht, die alte Neigung von neuem zu wecken. Es wurden auch manche Vorbereitungen getroffen, allein der Krieg vereitelte den Plan. Erst im Jahre 1804, wo er eine Fußreise

durch die Abruzzen machen wollte, überredete ihn sein Freund Rehfues aus Tübingen, den er in Rom kennen gelernt hatte, sein Vorhaben zu ändern und mit ihm nach Sizilien zu gehen. Er trat die Reise im Frühling dieses Jahres mit ihm und zwei Berliner Architekten C. Fr. Schinkel und Steinmeier an und setzte sie gemeinschaftlich mit ihnen von Neapel durch Sizilien nach Palermo fort. Dort trennte er sich von ihnen und durchkreuzte das Eiland bis zum 16. Juli 1805 allein, wo er nach Neapel zurückkehrte. Bei dieser Insel, die einst die von Göttern und Menschen geliebte hieß, verweilte in der spätern Zeit seine Erinnerung am liebsten.

Vor allen Gegenden zog ihn dort das alte Kastel di Brolo mit seinen schönen Umgebungen an, wo er 1804 vom 13. August bis zum 11. September ein originelles Künstlerleben führte. Diese Burg war schon lange nicht bewohnt. Sie hatte ein Fenster gehabt, der Fußboden war in den meisten Zimmern durchlöchert, an vielen Stellen war die Decke eingefallen. In der einzigen bewohnbaren Zelle befanden sich wenige alte Möbel. Aber auch dort drang der Regen hinein, so daß Kleider und Papiere mit Mühe geborgen werden konnten. Entzückend war hingegen die Aussicht aus der Fensteröffnung nach dem hochliegenden Städtchen Peraino, Capo Carava und den liparischen Inseln. Sein Entschluß war sogleich gefaßt, hier längere Zeit zu verweilen, um die interessantesten Ansichten zu zeichnen. Brot, Wein und Früchte waren sein Mittagsmahl, denn abends pflegte er gewöhnlich nicht zu essen, der Fußboden seine Lagerstätte. Die tiefe Einsamkeit, das Rauschen des Meeres, das Wehen des Windes gaben dem Aufenthalte etwas Schauerliches, aber eben dieses harmonierte mit seinem Kunstleben. Selbst die Mäuse und Eidechsen, die oft seine Zelle besuchten, kümmerten ihn wenig. Den größten Teil des Tages hatte er seinen Kunstarbeiten, die Mittagsstunden und den Abend der Erholung bestimmt. Niemand, sein Führer Barto ausgenommen, besuchte ihn in dieser Einsiedelei. Von hier aus machte er täglich, oft schon vor Sonnenaufgang, kleine Kunstexkursionen nach dem schönen Tale S. Angelo und in die umliegende Gegend, wo ungeachtet der angesehensten

Empfehlungen, das Mißtrauen der Einwohner, als ob seine Arbeiten verdächtige Zwecke hätten, ihm manche Unannehmlichkeiten verursachte. Obgleich die Menschen seinem Gemüt nicht freundlich zusprachen, so genoß er hier doch einer sehr glücklichen Ruhe, wenn er mit dem treuherzigen Barto die Täler durchzog oder des Sonntags unter armen Landleuten eine idyllische Szene auf dem Berge feierte, oder in dem Familienkreise des Governatore von Brolo, Jacinto, war. — Die schöne Trinakria war ihm so lieb geworden, daß er in seiner Erinnerungsweihe begeistert ausrief: „Liebliches Eiland! reizend selbst in deiner Verwaistheit und in den Trümmern deiner ehmaligen Herrlichkeit! immer wird meine Phantasie dich in deinem südlichen Zauberlichte erblicken und deine hesperischen Gärten, deine zauberischen Blüten, deine in Duft und Rosenglut getauchten Berge, dein glänzendes Grün und deine immer große, immer entzückende Meeresansicht werden mir stets wie Scenen eines Fabellandes vorschweben."

„So erscheint ihr mir — ihr Abende und Morgen, wenn ich in Palermo's himmlischen Gefilden oder von Brolo's hoher Warte oder aus Salazzo's Waldhöhen und vom majestätischen Aetna herab die Sonne sinken oder über die Insel und Küstenformen emporglänzen sah! Einzig bleibt ihr mir, ihr Herbstmonde, auf den Reben- und Lavahügeln von Trecastagna gelebt, und unvergeßlicher ihr, Maitage auf dem theokritischen Hybla, als die letzten Zeugen meines beseligenden Aufenthalts in Sizilien." Das Ziel seiner Wünsche war erreicht. Er erklärt sich darüber 1809 in einem Schreiben: „So ist meine Sehnsucht nach dem Süden gestillt, weil es eine in meinem Innern liegende Forderung war und ich habe es wenigstens in mir nicht gefunden, daß das menschliche Herz unersättlich ist. Nach seiner Rückkehr lebte er meistenteils in Rom, seine Zeit zwischen literarischen Arbeiten und Malen teilend und machte häufig kleinere und größere Kunstwallfahrten in die dortige Umgegend. Mit besonderer Vorliebe erinnert er sich seines Sommeraufenthalts im Jahre 1808 in dem Kloster Pallazuola, das an einem Kraterabhange liegt und über eine jähe Tiefe auf den freundlichen Albaner-See hinabschaut. Die weiten Fernen links über Rom zum sabinischen



Graß' Frau Antonia Maria verw. Grassi
gemalt von K. Graß, Rom 1313.

Sorakte hin und rechts der unermeßliche Horizont des Meeres geben der Gegend, nach seiner Beschreibung, was Großes. Hier teilte er 4 Monate lang mit armen Mönchen ihre dürftige Nahrung, während er in der Nachbarschaft in ansehnlichen Häusern seinen Aufenthalt haben konnte; hier war er jedem Landbewohner bekannt und wenn er auf seinen Kunststreifereien einen derselben traf oder am Abende nach dem Kloster heimkehrte, da tönte ihm der herzliche Zuruf entgegen: „Da ist unser gute Fra Carlo wieder.“ Das zutrauliche Wohlwollen der Mönche, ihre zwanglose Freude und die tiefe Stille, welche seinem Ideenleben so günstig war, taten ihm hier so wohl, daß er ihrer häufig in seinen Briefen gedenkt. Zufrieden mit allem und ruhig Menschenschicksale erwägend, schreibt er von hier aus an seinen Freund Wilpert: „Es ist ein großer Schatz, eine zart verschleierte Welt in sich haben, um so die wirkliche Welt, ohne einen Roman zu träumen, sich zu einer himmlischen zu machen. Das verstehen aber so wenige Menschen. Sie bilden aus dem Leben, das der stillen und selbst der dunkeln Kammer bedarf, ein Spiegelzimmer und stecken hundert Kerzen an, damit der Egoismus sich bespiegele. O Einfalt und Einfachheit! Der stille Hügel, auf dem ihr wohnt, ragt aus alten Eichen hervor und Ossians Harfe hängt an der bemoosten und geborstenen Rinde. Da schwebt mir vor das patriarchalische Leben aus der entfernten Urwelt, das Leben des Kindes aus alter Zeit und das Abscheiden des Menschen vom Leben und wahrer und höher sah ich die Welt und ihre Erscheinungen an und es wird so still in mir, daß ich zu denken aufhöre und bloß fühle: ich bin, ich war, ich werde sein. So kann ich schreiben, indem ich auf meine bisherige Wallfahrt zurückblicke. Im Herbst kehrte er wieder nach Rom zurück. Hier erstreckt sich sein Umgang nicht bloß auf Künstler und Gelehrte, er hatte auch zu vielen angesehenen Familien Zutritt, wovon er jedoch sparsam Gebrauch machte. Die Ursache liegt in seinem eignen Geständnisse: „Die Menschenwelt in Italien bietet Lebensbilder dar, die durchaus von denen in unserm Norden verschieden sind. Ich habe auch für diese lebendiges Interesse, aber immer wird mein Herz der häuslichen

nordischen Welt gehören.“ In dem Hause Wilhelms von Humboldt wurde er fast als eigen betrachtet. Festliche Tage waren es ihm aber, wenn ihn jemand aus seinem Vaterlande besuchte. Doch gab er sich nur da zutraulich hin, wo man ihm liebevoll entgegen kam. Zurückhaltung entfernte ihn — er glich jenen Sinnpflanzen, welche bei rauher Berührung sich fest verschließen, bei woltätiger Sonnenwärme sich öffnen. Viele, die ihn gekannt zu haben wähnen, standen doch nur in einer oder andern entfernten Beziehung zu ihm, denn die Erfahrung hatte ihn unter den vielen Menschen unterscheiden gelehrt und er schloß sich daher in der späteren Zeit wenigen so auf, wie seinem Freunde Gustav von Cossius aus Livland, dessen Bekanntschaft er 1808 in Rom gemacht hatte. Eben diese seltene Weltkenntnis, die er sich im Umgange mit den verschiedensten Menschenklassen und Völkern von den Ufern der Aa bis zu Siziliens südlicher Küste hinab erworben hatte, erhöht durch Geist und lebendiges Gefühl, machte seinen Umgang sehr anziehend und seine vertrauten Briefe geben unwiderlegliche Beweise davon.

Überall zeigte er jene Uneigennützigkeit, die gern den Mann begleitet, der rein und wahr die Musen ehrt, und die ein hervorstechender Zug seines Charakters war. Ihn entflammte nur der edlere Ruhm, sich ehrenvoll für sein Vaterland auszuzeichnen. Dieser machte es auch, daß er seinen Studien zu Liebe 1812 einem beträchtlichen Gewinn entsagte, der sich ihm darbot, wenn er eine Arbeit für den neuen Kaiserpalast in Rom übernommen hätte. „Mein Reichtum“, äußerte er sich bei dieser Gelegenheit, „ist ein ganz anderer, als der nach klingender Münze berechnet wird und das nötige wird mir der Himmel geben, wie es immer der Fall war.“ Die streng frugale Lebensart, die er führte, machte ihm viele Dinge entbehrlich, die gewöhnlichen Menschen Bedürfnis sind. Dessen ungeachtet mußten ihn die damaligen Zeitverhältnisse oft sehr drängen, sie konnten indessen nicht seine tätige Teilnahme für hilfsbedürftige Freunde unterdrücken und es ließen sich davon manche Züge anführen. Noch wenige Monate vor seinem Tode, nahm er sich eines armen Schweizers an, der als Konskribierter nach Rom gekommen war und in jener

großen Weltkatastrophe (1813) seine Freiheit wieder erhalten hatte. Graß teilte mit dem verlassenen Jünglinge ein halbes Jahr das Wenige, was er selbst besaß, bis dieser von seinen Verwandten Geld zur Rückreise erhielt.

Von jeher hatte ihn das stille Familienleben angezogen. Dies veranlaßte ihn, sich zu Sylvester 1812 mit Maria Antonia Grassi, einer verwitweten Römerin zu vermählen, von welcher er einen Sohn Gustav hatte.

(Mit ihm ist ein späterer Karl Graß, der in Dorpat und später in Erlangen Theologie studierte und den Frühling 1858 in Rom verbrachte, bekannt gewesen (Karl Graß ist der Vater des Verfassers). Brief vom 22. April 1858:

„Am Montag erschien plötzlich ein Mann bei mir, der sich mir als Gustav Graß vorstellte, er hatte von seinem Schwager gehört, daß ein Karl Graß in Rom angekommen sei und habe mich sogleich aufgesucht. Er war sehr erfreut, endlich einmal einen seiner Verwandten von Angesicht zu sehen und begrüßte und küßte mich mit großer Herzlichkeit. — Ich mußte sogleich in seine kleine, aber nette Wohnung gehen, wo er mich seiner Frau und seiner Tochter Amalie vorstellte. Beide waren sehr freundlich, bedauerten aber sehr, mit mir nicht sprechen zu können. Onkel Gustav hat einmal recht gut Deutsch gesprochen und versteht jetzt noch so viel, daß wir uns verständigen können. Onkel Gustav hat eine Stelle bei der (päpstlichen) Polizei, einen Posten, der unserm Quartaloffizier entspricht, außerdem ist er als Architekt thätig. Kousine Amalie hat ein ganz deutsches Gesicht von angenehmem Ausdruck mit schelmischem Lächeln." . . .)

Was das Leben Erfreuliches darbieten kann, schien es ihm jetzt erteilt zu haben, allein es mischte schon im Stillen bittern Wermut in den Kelch der Freude. Mancherlei Sorgen und Mühen, die ein Wirkungskreis notwendig mit sich bringen mußte, der auf keiner sichern Grundfeste ruhte und besonders durch den ausgebrochenen Krieg für ihn drückend wurde; der Verlust einer mühsam ersparten Geldsumme bei einem Freunde in Neapel, die Krankheit seiner Gattin, verleideten ihm seine letzten Tage. Dennoch zeigte er den Mut des festen, bewährten Mannes:

„Ich habe," sagt er in einem Brief, „durch jenen Freund alles verloren, der Krieg hat fast alle meine Arbeiten zu Wasser gemacht. Das sind die Geschenke des Schicksals zu meiner Verbindung mit einer frommen treuen Seele. Ich nehme dies für Glück und sage: „wer weiß, wozu auch das gut ist". Und daß diese Ruhe nicht Selbsttäuschung war, beweist die gefaßte Stimmung, die in seinen Briefen aus jener Zeit herrscht. Diese kindliche Ergebung in die Fügungen einer höheren Weltordnung war die Folge erduldeter Widerwärtigkeiten: denn das Leben selbst gibt dem einzelnen in der Lebenserfahrung die Weihe der Kraft. Er beschloß im Jahre 1814 noch einmal seine Heimat zu besuchen, und nur die Kriegsunruhen hatten seine Reise verzögert, als plötzlich der Tod am 10. (22.) Juli 1814 durch ein Nervenfieber seinem stillen Künstlerleben ein Ende setzte. Er war noch nicht 47 Jahre alt. So schloß er denn, anspruchslos wie er gelebt hatte, und wie er selbst seine irdische Laufbahn charakterisiert: „Ich that meiner innersten Natur und Anlage Genüge. Dieses Bewußtsein wird mein Lorbeer sein und meinen Grabhügel schmücken." Als Grabschrift wünschte er sich das Wort: „Ich habe gelebt". Er ist in der Kirche Andrea della Valle in Rom beigesetzt[1]). In fremder Erde erhebt sich sein Grab, aber der milde Himmel Virgils blickt freundlich auf ihn herab. Es sind alle entschlafen, deren Liebe und Freundschaft sein Andenken erhoben, ihn glücklich preisend, daß er in die Gefilde des Schönen und Großen hinüberging, ohne die Schwächen des Alters zu kennen. Besserer Verhältnisse würdig, strebte er rastlos nach den Höhen der Kunst und erreichte er sie nicht, nun so war es doch nicht unverdienstlich, seinem inneren Beruf genügt zu haben.

Diese Schrift aber sei ein Denkmal auf sein stilles Grab.

---

[1]) Weder konnte sein Grab noch die Eintragung seines Todes im Kirchenbuch ermittelt werden.

12. Der Rheinfall.[1])

Wo dich mein Aug zuerst empfand,
Helvetien — wo aus der Felsenwiege
Ein stolzer Strom zum Wogenkriege
Sich stürzt von hoher Felsen Rand;
Wo nie gefühltes Wonnenfeuer
Die Brust durchdrang, die Seele freier
Zu neuen Welten sich entschwang;
Wo jeder Ton auf ihren Saiten
Harmonischer zum andern klang:
Dahin soll mich des Liedes Flug begleiten,
Auf Laufen's jähen Felsenhang!

Hinweg von dieser Zauberstelle,
Ihr Loutherbourge, Hackerte,
Ihr Schütze und ihr Reinharte!
Ihr malt die Szene nicht, ihr Könige,
Hervor aus eurer Marmorzelle,
Zu schaun die Wogenpracht des Königes der Fälle!
Wie sich in silberliches Helle,
Vom Glanz des Wassergotts umstrahlt,
— Versuchts, wer dieses Bild euch malt! —
Von ihrer hohen Felsenschwelle
Herabstürzt diese Wasserhölle.

Umsonst! Des Künstlers Hand erbebt,
Dem kühnen Dichter sinkt die Leier.
Er sieht ein Heer von Kräften hier belebt,
Sieht Leben und Verderben eng verwebt;
Er sieht aus grauem Nebelschleier,
Wie wellend Flut aus Flut sich hebt;
Wie, tausendmal im Augenblicke
Sich bauet eine Wasserbrücke
Und in den Abgrund sich begräbt;
Er sieht ein schäumend Ungeheuer,
Das sich zersprengt und wieder schlürft
Und aus dem Schlund im Sternenfeuer
Ein Heer von Strahlenlichtern wirft.
Wie wenn am Fels sich Blitze splittern;
Er sieht, wie Masse Masse schwellt,

---

[1]) Schiller's Rheinische Thalia 1792.

Sieht einen Silberberg von Furien erschüttern,
Daß, aufgelöst in eine Tropfenwelt
Er aufspringt und zusammenfällt.

Welch ein Getös! Welch weit verworrenes Sausen!
Gleich Eichen, die der Sturmwind bricht,
Gleich der Orkane wildem Brausen,
Das fern den Wanderer mit Grausen
Und nah ihn mit Entsetzen füllt.
Laut eilendes Verderben brüllt
Aus seinem weiten Wogenrachen
Des Bernhard's eisgeborner Sohn.
Bang flüchten sich erschrocken Nachen
Vor seines Zornes wildem Drohn,
Die Ufer dröhnen rings daran,
Zerrissne Felsenreste zittern
Vor des Zermalmers Donnerton,
Wie wenn auf seinem Wolkenthron,
Geführt von rollenden Gewittern
Der Weltgebieter furchtbar naht;
Wie wenn des Zeitenstromes Rad,
Vom Sturz der Jahre umgeschwungen
Hier wälzte und mit tausend Zungen
Des Lebens Eile predigte.

Ihr Pilger eilt zu heiligen Altären?
Zertrümmert Marmor und Granit!
Sie können sich nicht neu gebären,
Und ihrer Lampen Öl verglüht.
Hier, wo ein ewiges Feuer sprüht,
Hier lernt den Unbekannten ehren,
Hier ist ein heiliges Gebiet!

Der Abend ist herabgesunken . . . . .
An dieses Lichtquells hohem Rand,
Am Felsen lieg ich feuertrunken,
Seh' Berge knien im Nachtgewand
Und sah' sie tiefer hingesunken,
Zu tragen diese Silberwand.
Ringsum ist Ruh' der Kräfte, Stille
Im sanftgekrümmten Felsental;
Das Leben schlummert überall.
Aus seiner dunkeln Wolkenhülle
Blickt einsam nur der Nächte Strahl,

Doch rastlos tönet fort des Rheines starke Stimme,
Es wälzt sich immer neu die nie erschöpfte Flut.
Ob auch von seinem wilden Grimme
Des Sturmes müder Fittich ruht,
Erlahmen nicht der Wellenhydra Flügel.
Ermatten ist der Kräfte Los,
Nur dieses Bild, der Gottheit Spiegel,
Lebt immer, wirket immer groß.
Nie brach das große Wasserschloß,
Ob schneller auch als Pfeilgeschoß
Die Zeit mit unverhängtem Zügel
Ein Wogenmeer durch diese Felsen goß;
Ob in Jahrhunderten, die hier vorüber wallten,
Auch tausend Stimmen durcheinander schallten,
Ward ihrer keine atemlos.

Was für ein Bild ergreift die bange Seele!
Des Grabes aufgerissene Höhle,
Worin die Vorwelt sich verlor,
Schwebt meinem düstern Blicke vor.
Erbauen sah ich und zerstören,
Geschlechter immer neu entstehn,
Einander drängen und vergehn,
Und fortgehn ohne Wiederkehren.
Nicht Heldenruhm, nicht Würdenglanz,
Nicht des Verdienstes Siegerkranz
Entreißt sie dem gewissen Falle:
Im Sturz der Zeiten sanken alle!
Bleibst du allein in ewig gleichem Gleis,
Du weißgelockter Wellengreis?
Ob Felsen unter dir zerbrechen,
Fühlst du doch nicht des Alters Schwächen,
Und badest deine Stirn im Eis.
Es hörten deine Wogensprache
Schon Völker, als noch keine Wache,
Auf Felsen keine Hochwacht stand.
Und spät noch lauscht vom steilen Rand,
Die Traubensichel in der Hand,
Der Schweizer deinen Wellenchören;
Hört ferner Waffen dumpfen Klang,
Wie Rauschen von Burgunderscharen,
Und ihn ergreifet Tatendrang.

13. Briefwechsel mit Schiller und Charlotte v. Schiller.

Nachdem uns nun so das Lebensbild dieses nicht gewöhnlichen Mannes vorliegt, lassen wir noch den weiteren Briefwechsel mit Schiller und seiner Gattin folgen.

Von Schiller besitzen wir nur einen Brief an Graß, vom 2. April 1805. Die anderen Briefe, wie auch die der Charlotte von Schiller an Graß, die letzterer in seinen Briefen erwähnt, sind wohl verloren gegangen. Graß wurde in den Abbruzzen sein Koffer mit wertvollem Material gestohlen.

Zunächst ein Verzeichnis der Briefe.

1. An Charlotte, Sils Anfang 1799.
2. An Charlotte, Rom 12. Juni 1803.
3. An Charlotte, Rom 2. März 1804.
4. An Schiller, Rom am ersten Ostertage 1804. (Das Original befindet sich im Marbacher Schillermuseum und ist zum erstenmal abgedruckt in Otto Güntter, Marbacher Schillerbuch II, 1904. S. 378 ff.).
5. An Charlotte, Palermo 2. Juli 1804.
6. Brief von Schiller an Graß. Weimar 2. April 1805. (Das Original befindet sich auf Schloß Lagow bei Frankfurt a. O. im Besitz der Baronin Wermb von Zink, es stammt aus dem Nachlaß des Grafen Wrschowetz auf Lagow und ist seinerzeit von dessen Schwägerin, der Freiin Mathilde von Brenn käuflich erworben worden, abgedruckt im Dresdener Schilleralbum von Elfriede v. Mühlenfels, Berlin 1847 und 1856; Fr. Jonas: Schillers Briefe VII 2040; baltische Monatsschrift 1905; Märkische Blätter, Unterhaltungsbeilage zur Frankfurter Oderzeitung, Festnummer zum 9. Mai 1905. Nr. 108.).
7. An Charlotte, Neapel 10. August 1805.
8. An Charlotte, Pallazuolo am Albaner See 30. August 1808.
9. An Charlotte, Rom 17. Dezember 1808.
10. An Charlotte, Rom 21. Dezember 1808.
11. Beilage: Heilige Klage um Friedrich Schiller.

(Siehe: Charlotte Schiller und ihre Freunde, 1862 III, 131—165. Die Originale dieser Briefe 1—3; 5; 7—11 befinden sich im Schiller-Goethe-Archiv zu Weimar.)

1. An Charlotte v. Schiller. (Sils im Domleschger Thal, Anfang 1799.)

Verehrteste Frau Hofräthin!

Ich will mich über mein langes Stillschweigen nicht entschuldigen. Rechtfertigungen der Art beweisen meistens nur das Gegentheil und in großer Entfernung macht man keine Vorwürfe. Hätte ich meine Zwecke, wie ich wünschte erreichen können, so würde ich wahrscheinlich ohngeachtet der vielen Schwierigkeiten Briefe sicher zu befördern nicht geschwiegen haben. Damit ist alles erklärt.

Bald nach Absendung meines letzten Briefes an Sie, aus Zürich, wurde ich sehr krank und wäre bald das Opfer des Reinigungssystems eines sonst verehrten Arztes geworden. Die widerlichen politischen Aktionen und Reaktionen in der Schweiz, welche dem Eindringen der Franzosen vorhergingen, verleideten mir meinen dortigen Aufenthalt. Ich floh meiner Gesundheit wegen und um nach Italien näher zu kommen, nach Bündten.

Der französische Resident versagte mir als russischem Unterthanen einen Paß nach Rom. Im Herbst wurden alle Russen, die im Auslande sich befinden, bei Verlust des Heimathsrechtes zurückberufen. Diese Nachricht, die ich lange, nachdem der gesetzliche Termin verflossen war, erhielt, machte mir vielen Kummer, denn ich sah mich nun von sehr werthen Menschen auf immer getrennt, und meine sehr richtig berechneten Pläne waren durchstrichen. Indessen war meine Gesundheit durch die gesunde Bergluft wieder hergestellt worden. Ich kehrte nach Zürich und Basel zurück, aber die Ankunft der französischen Armee verdrängte mich von neuem.

Die weitern Fortschritte der Franzosen bedrohten endlich auch Bündten, und ich mußte den Bitten meiner Freunde nachgeben, sie in der bedenklichsten Lage nicht zu verlassen. Dieses habe ich getan, und diese Zeit reut mich nicht, wenn gleich mein Kunststudium dabei gelitten hat. Die Zeiten der Gefahr und Noth sind für den Menschen so wichtig, lehrreich und bildend, daß der Verlust für den Künstler nicht in Anschlag kommt. Ich habe mir in dieser Zeit Freunde erworben, die es für meine ganze

Lebenszeit sein werden, auch wenn ich, welches ich noch nicht bestimmt sagen kann, auf meine frühere Heimath Verzicht thun müßte.

Es wäre für einen Brief zu weitläufig, wenn ich Ihnen einiges Detail von den Scenen geben wollte, die ich erlebte. Nur das muß ich bemerken, daß ich vielleicht in meinem ganzen Leben nicht mir selber mehr lebte, als in dieser Zeit der Unruhe und Verwirrung. Vieles aus meiner früheren Zeit ist mir helle geworden; vieles ordnete sich in meinen Begriffen und Gefühlen, und ich bin um vieles ruhiger, gesunder und glücklicher geworden. Sollte ich jemals das Glück haben, Ihnen näher zu leben, so wird es mir viele Freude machen, Ihnen Alles mitzutheilen, was allgemeineres Interesse erwecken kann. Ich wohnte in einem der schönsten Thäler Bündtens im Domleschg. Der Rhein durchirrt dieses fruchtbare Revier, in welchem welsche Nußbäume, Pfirsich und selbst Weinbau gedeihen.

Den ganzen Sommer hindurch sieht man schneebedeckte Gipfel. Wie oft dacht' ich daran, daß es einst mein höchster Wunsch war, ein Bergthalbewohner zu sein, und schon diese Erinnerung machte mich genügsam und dankbar. Sie haben es gewiß noch nicht vergessen, edle Frau! wie es einem an den schönen Tagen auf den Bergen so wohl ist. Bis jetzt hab' ich noch keinen Kummer erfahren, den ich hier nicht vergessen könnte.

Ohngeachtet ich in der Kunst keine Fortschritte machen konnte, so stand ich doch nicht still. Ich lernte die Natur sehen, und die Empfindung von dem, was ich wahrnahm, blieb meinem Herzen eingedrückt. In Italien hätte mir der reinere Spiegel, worin allein die Erscheinungen des Reizenden und Schönen aufgefaßt werden, die innere Ruhe gefehlt.

Was mir hier fehlte, war Umgang mit Künstlern und Kunstfreunden, eine Gallerie und Gelegenheit, Bücher zu bekommen. Jetzt erwarte ich die Rückkehr eines nach Frankreich deportirten Freundes, dessen Hauswesen und Ökonomie ich einstweilen besorgen half, um dann zu sehen, was weiter für mich in der Welt zu thun sei. Meine frühere Absicht war, über das praktische Studium verschiedener Arten der Malerei Erfahrung und Kennt-

nisse zu sammeln, um dadurch nützlich zu werden. Dieses war für meine Heimath berechnet. Als eigentlicher Künstler habe ich nie auftreten wollen, weil man dazu nur in dem frühesten Jugendalter gebildet wird. Ob ich noch, wenn es Frieden geben sollte, nach Italien gehen werde, kann ich jetzt nicht bestimmen. Ich kann das dortige Klima nicht wohl ertragen. Lieber wär' ich in Paris oder in Deutschland. Vieles hört man von Weimar und dem Aufblühen der Künste unter des Geheimen Rath's von Goethe Leitung. Fürchtete ich mich nicht vor dem niederschlagenden Gefühl meines Nichts in der Künstlerwelt, so käm' ich vielleicht auch in jene Gegend. Irgend einmal aber wird mir doch, wie ich hoffe, die Freude zu Theil werden, jene mir unvergeßlichen Augenblicke, in welchen ich Ihre und Herrn Hofrath Schillers Bekanntschaft machte, zu erneuern.

Sehr vielen Dank bin ich Ihnen noch für Ihren sehr freundschaftlichen Brief schuldig. Ich erhielt ihn, wie wohl sehr spät in Zürich; Sie ersuchen mich darin um ein paar Gedichte; ich habe aber von den wenigsten Abschriften, weil die wenigsten etwas taugen. Jetzt ist's damit gar vorbei, seit die Kanonen mich umdonnert haben.

Indessen will ich eine oder zwei Kleinigkeiten[1]) beilegen. Eingerückt ist nirgends etwas von mir, außer im helvetischen Almanach von 1797. Am liebsten hätt' ich Ihnen eine Romanze, die Rhätusburg, geschickt, weil sie mit einer Schilderung dieses Thales anhebt, aber sie ist für einen Brief, von dem ich nicht weiß, ob er richtig gehen wird, zu lang.

In einem Brief an Wilhelm von Humboldt vom 17. Februar, Fortsetzung vom 3. März 1803, Weimar, läßt Schiller Graß, der in Rom ist, grüßen (Fritz Jonas, Schiller's Br. VII. 16)

---

[1]) Der Morgen auf dem hohen Falchniß (September 1798) und Blick in die Zukunft (1799).

2. An Charlotte v. Schiller. Rom, den 12. Juni 1803.

Ihnen, edle Frau! verdanke ich einen der beglückendsten Genüsse, die ich in Italien hatte — das Gefühl deutscher Humanität und das lebendige Anschauen Ihrer schönen, treuen Seele. Niemals werde ich die reizende Promenade an der Meeresküste bei Neapel vergessen; denn dort war es, wo ich Ihren Brief erhielt und an einem schönen Morgen unter duftenden Orangebäumen las. Konnte der Zufall Ihre freundschaftliche Idee, mir durch Ihr Andenken und Schiller's Gruß Freude zu machen, besser ausführen?

Unstreitig gehören die Tage, die ich in Italien lebe, zu den schöneren, die mir je zu Theil wurden. Ich werde mich immer freuen, hier gewesen zu sein, wenn ich gleich nur geringen Nutzen von meinem hiesigen Aufenthalte ziehen kann. In diesem Lande reicht ein Jahr kaum hin, um sehen zu lernen; ich kann und mag aber nicht längere Zeit hier verweilen, nachdem ich durch den unglücklichen Krieg Jahre verloren habe.

Ich komme soeben von einer kleinen Reise ins neapolitanische Gebiet zurück. Noch ist mein ganzes Herz von den Eindrücken dieser himmlischen Natur bewegt; nicht umsonst sehnte es sich immer nach dem Süden. Wie glücklich macht schon das bloße Dasein in einem solchen Klima! Dieser beinahe immer heitere Himmel ist doch ganz etwas anderes, als der nebelvolle Norden. An der Stelle von Dornhecken und Heidekraut sieht man hier Myrthen, Lorbeer und Akazienbüsche am Wege. Der Frühling gießt Schaaren von Rosen über sie aus, während unter Feigen- und Granatbäumen das reife Ährenfeld den Schnitter erwartet. Die Wahl wird mir hier schwer, weil Alles mein Auge fesselt, durch Form sowohl als durch Farbe. Hier sehe ich Berge über Berge emporsteigen und daneben die unermeßliche Ebene und das Meer mit seinen Golfen und Inseln. Weinrebenguirlanden umschlingen den schlanken Stamm der Pappel, und neben Trümmern einer größeren Vorzeit steigt die Pinie und die majestätische Cypresse in die Luft. Ich staune und erschrecke fast, indem ich diese Fülle von Pracht und Schönheit erblicke. Hier

oder nirgends, sage ich zu mir, wandelten die Götter auf der Erde. Ich habe nur einen kleinen Theil des neapolitanischen Gebietes gesehen: aber was ich sah, sah ich mit Aufmerksamkeit, indem ich mich an mehreren Orten gleichsam häuslich etablirte. So verrufen auch die Neapolitaner sind, so konnte ich doch überall sehr gut mit ihnen auskommen. Sie haben bei aller Rohheit einen großen Respekt für auswärtige Nationen — selbst die Franzosen nicht ausgenommen — und trauen bei allem ihnen eigenen Mißtrauen einem Engländer oder Deutschen schnell. Im Ganzen aber ist dieses Volk freilich entsetzlich verwildert, woran wohl die Pfaffen hauptsächlich Schuld sein mögen. Durch ihr elendes Gaukelspiel, wobei kein Mensch etwas Vernünftiges denken kann, wird der wohlthätigste Zweck der Religion, nämlich Einfluß auf's Leben, auf Gesinnung und Handlung, ganz vernichtet. Es wird große Vorsicht erfordert, um mit Sicherheit in diesem Lande zu reisen, besonders wenn man zeichnen will. Man gilt sogleich für einen Spion, wenn nicht gar für einen Zauberer, denn daß ich senza inchiostro — ohne Tinte — schreiben könne, kam Mehreren gar nicht richtig vor. Vor jedem elenden Kerl muß man zittern, da jeder mit Gewehr oder Dolch bewaffnet ist und niemand sich viel aus der Justiz macht. Dieß bleibt für jeden Fremden etwas Abscheuliches, und daher könnte mich Italien mit allen seinen Herrlichkeiten doch nie fesseln. Die Tücke ist hier den Leuten wie angeboren. Die Buben werfen sich mit Steinen, und unter den Erwachsenen sah ich öfters, daß einer mit einem Ziegel, oder was ihm in die Hand kam, auf den Kopf des andern losknallte, wie wenn es eine Cocosnuß wäre. Selten vergeht ein Tag, daß nicht da oder dort Jemand ermordet wird. Solche Fälle erzählt man sich mit der größten Gleichgültigkeit, und man denkt sich bei dem Worte ammazzato, von einem Menschen gebraucht, nicht mehr, als wenn von irgend einem andern Wildpret die Rede wäre. Am längsten hielt ich mich in der Gegend des Vesuvs, in Castellamare, la Cava, Salerno, Persano und Pästum auf. Am frohsten war ich auf der Insel Capri. Dort lebt man ganz sicher. Die Leute sind gutmüthig und treuherzig. Die Schlangen haben dort kein Gift,

und auf den Ruinen aus Griechen- und Römerzeit wächst vortrefflicher Wein. Auch Ischia mit seinem vulkanischen Boden und seinen Bädern ist sehr interessant. Dagegen hat Bajä und das durch die Dichter verewigte Gefilde mir in der Wirklichkeit am wenigsten gefallen.

Ich wäre vielleicht auch noch nach Sicilien gereist, aber da brach zum zweitenmal der Krieg zwischen Frankreich und England aus, und überdieß machten die afrikanischen Kaper das sicilische Meer sehr unsicher.

Rom hat meine Erwartungen nicht getäuscht; dennoch war der Winter, den ich hier verlebte, nicht sehr angenehm. Die feuchte Luft ist ebenso angreifend als die Kälte, und an vielen Orten ist sie sehr ungesund. Der Zugang zu den Kunstschätzen ist sehr erschwert. Der Ton unter den Künstlern hat etwas zurückstoßendes. Überhaupt mag es für die wenigsten Deutschen zuträglich sein, lange in Italien zu bleiben. Ils se marient avec le pays, wenigstens möchte es von den meisten gelten. Herrn von Humboldts Erscheinung in Rom mit seiner liebenswürdigen Familie war in der That für alle Fremde, die sich hier aufhalten, eine große Wohlthat.

Sie sind so gütig, edle Frau! noch besonders meinem Thun und meinen Aussichten nachzufragen. Meine Hauptabsicht war immer, mir genügsame Kenntnisse zu erwerben, um auf die Vorbildung und Richtung des aufkeimenden Kunsttalents zu wirken. Zu diesem Ende übte ich mich in verschiedenen Theilen der praktischen Kunst und sah und verglich, so viel ich konnte. In Rom konnte ich weniger, als ich gehofft hatte, für meinen Zweck thun, weil die mehrsten Künstler sich in ihre Ateliers einschließen und kaum etwas von ihren Studien weisen. Daher wandt' ich mehrere Zeit auf die Sprache und las den Tasso und Ariost. Diesen Sommer denk' ich in der umliegenden Gegend zu benutzen, im Herbst nach Florenz und so allgemach nach meiner Heimath zu gehen, wo das Wenige, was ich weiß, größeren Werth hat, als anderswo. Ich freue mich nicht auf die Rückkehr, aber ich fürchte sie auch nicht. Wird mich doch der schwarze Rock nicht mehr drücken! und ich komme zu vielen vor-

trefflichen Menschen. Vor einem Jahre wurde mir eine ganz gute Stelle in Aarau angetragen, aber meine Begriffe über die Schweiz und die Schweizer haben sich so sehr geändert, daß ich es nicht mehr für mein Glück achten könnte, dort zu leben.

Bei Ihrer Aufforderung, Ihnen von meinen Gedichten etwas zu senden, erröthete ich. Ich hätte Ihnen nie welche schicken sollen, da es bei mir doch nur Spielerei war. Daher habe ich auch von keinem einzigen eine Abschrift behalten, selbst von den besser gerathenen nicht. Ich bin überhaupt etwas kleinmüthig und mißtrauisch gegen meine Kräfte geworden, besonders seit ich einen Versuch einer Darstellung des verstorbenen Künstlers Ludwig Heß, woran ich mit Liebe und Leidenschaft gearbeitet hatte, dem Herrn Geheimrath v. Goethe zusandte. Ich hoffte durch diese Arbeit für ähnliche Versuche eine erhöhtes Interesse zu bekommen, wenn auch nur etwas Gutes an der Ausführung der ersten Idee war. Ich habe aber seit zwei Jahren über jenes Manuscript, das ich nur auf Anrathen mehrerer Kunstkenner und Kritiker, z. B. des Professor Horner in Zürich u. a. nach Weimar zu schicken wagte, nie ein Wort weiter vernommen, als daß es mir zurückgesandt werden solle, weil man es nicht brauchen könne. Diese Auskunft erhielt ich im vorigen Herbst durch gedachten Professor Horner von Herrn Meyer aus Weimar.

Karl Graß.

3. An Charlotte von Schiller.

Rom, den 2. März 1804.

Edle Frau!

Ich eile, ein paar Worte zu schreiben, die ich der Frau von Humboldt mitgeben werde. Warum mußte ich auch so spät erfahren, daß sie nach Deutschland ginge! Ich hätte Ihnen so gern eine Zeichnung als ein Andenken aus Italien verfertigt und hätte es mit der guten Gelegenheit entschuldigt, wenn ich Ihnen auch von poetischen Kritzeleien etwas abschrieb. Worin ich aber ganz unbedingt meinem Gefühle gefolgt wäre, wäre dieses gewesen, daß ich Ihnen recht viel geschrieben hätte. Sicher ist's, daß die Periode von meiner Rückkunft aus Neapel an bis jetzt die schönste war, die ich in Italien lebte. Einsam und ab-

gesondert von Allen, um freier zu sein, durchging ich die reizenden Gegenden um Rom, lebte mich ganz unter den Bewohnern derselben ein, war gesund, froh, unermüdet thätig und brachte ein ziemlich beträchtliches Portefeuille und einen glücklichen Überfluß heiterer Erinnerungen zurück. Dieß war im November. Seitdem schloß ich mich wieder mehr an die Menschenwelt an. Die gemachten Erfahrungen lehrten mich sicher gehen; der Zufall brachte mich in angenehmere Verbindungen als die bisherigen waren, und ein Winter, in welchem man gar keine Kälte spürte, trug auch dazu bei, daß mir die Tage, wie im Traum verfloßen. Von diesen ohne Reue und bei beständigem Bewußtsein des guten, das ich genoß, gelebten Tagen hätte ich Ihnen kleine Gemälde geliefert. Ich hätte die Landschaften mit kleinen Staffagen aus dem wirklichen Leben unterbrochen, zwischen der Prosa hätte ich Verse und zwischen den Reverien Abenteuer eingemischt, vielleicht auch Vignetten. Das alles geht nun — und am Ende wahrscheinlich doch — glücklicher Weise verloren, denn das beste bei Allem wäre doch der gute Wille gewesen, Ihnen, was ich Erfreuliches hatte, mitzutheilen. Bezweifeln Sie diesen, auch wenn Sie nichts erhalten? Ich habe den Glauben zu mir selber und zu Ihnen, daß Sie nicht zweifeln, und da ich Ihre Gutmüthigkeit kenne, so lassen Sie sich's auch wohl leid sein, daß die Idee nicht zur Ausführung kam. Hierüber kann ich Sie indessen vollkommen beruhigen. Sie haben nun doch ohngefähr Titel und Überschriften, und die sind doch gemeiniglich das Beste.

Ich komme noch einmal auf Ihren Brief. Er war mir unbeschreiblich werth. Sie selbst wußten es nicht, was Sie mir gaben, als Sie mir jenen Brief nach wenigstens 9 Jahren, seit ich bei Schiller und Ihnen war, schrieben. An vielen Orten und bei vielen Menschen war ich seitdem. Ein Grab verschlang die Bilder von den meisten. Wie widrig ist diese Leere, wenn man hinter sich blickt. Das sind für mich die schreckenden Bilder des Todes, des Vergehens und Verschwindens. Ich schreibe nun wieder, wie ich's fühle und wie es mir in den Sinn kommt, denn jeder wahre Ausdruck hat wenigstens um der Wahrheit

willen einigen Werth. Also darf ich auch wohl von meiner Liebe zu Schiller reden! Es ist doch für mich gewiß und ausgemacht, daß keines Menschen Worte und Gedanken so fühlbar meine Seele — leider kann ich nicht sagen meinen Geist — aufgeregt hätten, wie die seinigen. Hätte ein lebendigerer Funke in mir aufgeregt werden können, so hätte es in seiner Nähe geschehen müssen. Unglücklicher Weise verreiste ich damals so schnell, als jetzt vielleicht glücklicher Weise die Frau v. Humboldt. Es ist doch gewiß ein schöner Lohn für einen Dichter, im Herzen seines Zeitalters zu leben. Ein Gedicht von Schiller, eine Stelle, ein Wort von ihm ist das Stigma, woran man sich erkennt. Die Fahrt von Ischia nach Neapel blieb mir werther, als manche andere, weil Jeder, der im Kahn war, irgend etwas, das Schiller gedichtet hatte, auswendig wußte, und in einem Kreis von ganz verschiedenen Menschen schlossen wir die letzte Nacht des Jahres auf ähnliche Weise. Doppelt freue ich mich denn, weil ich ihn persönlich kannte und ihm doch etwas näher anzugehören glaube, als es bei manchen der Andern der Fall war. Aus dieser Liebe und unbegrenzten Achtung für Schiller kann ich's mir auch erklären, warum ich nie Bedenken getragen hatte, mit allen meinen Blößen vor Schiller zu erscheinen. Selbst mein Todesurtheil hätte mich aus seinem Munde nicht erschreckt. Daher kann ich es mir kaum verzeihen, daß ich meinen Versuch über Heß, den Künstler, nicht ihm zuschickte. Von Goethe erhielt ich jene Blätter, die ich nur auf Anrathen mehrerer Personen ihm zuzuschicken wagte, nach 2 Jahren zurück, und zwar ohne eine Zeile Antwort. Wenig liegt mir daran, daß ich von jener Arbeit gar keinen Gebrauch machen konnte, aber es hat mich sehr bekümmert, daß mir für die gehabte Anstrengung auch nicht die geringste Ermunterung wurde. Ein drückender Kleinmuth lähmte für lange Zeit alle meine Kräfte. Erst seit Kurzem habe ich wieder einigen Muth bekommen, auf eigenem Wege fortzugehen, und mehrere kleine Arbeiten, die ich in diesen Tagen mit vieler Leichtigkeit und nicht ohne allen Erfolg, wie ich glaube, ausführte, bewiesen mir, daß das etwaige Leben in mir nicht ganz erloschen ist.

Ich habe soeben das erste Ölgemälde vollendet, das ich in Italien verfertigte. Ich hatte dabei mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die hiesigen Künstler sehr unzugänglich sind. Dennoch habe ich die Schwierigkeiten durch mich selbst überwunden, und keine geringe Satisfaktion ist es für mich, daß Reinhard mit meiner Arbeit zufrieden ist. Eben deßwegen habe ich auch meinen hiesigen Aufenthalt verlängert, und wenn es mir möglich ist, so gehe ich in diesem Sommer noch einmal nach Neapel und vielleicht selbst nach Sizilien. Über meine eigentliche Bestimmung kann ich mir aber keinen deutlichen Plan machen. So viel ist gewiß, daß die Rückkehr zum Norden mir immer schwerer wird. Es ist mir, als müsse ich noch einmal in die Schweiz zurückkehren, um dort zu entscheiden, für welche Art der Darstellung ich mich eigentlich bestimmen soll. So sehr mich Italien entzückt, so behält jene Natur doch immer noch anziehenden Reiz für mich, und der Schatten meines Freundes und Lehrers Heß führt mich oft wieder in die freundliche Welt seiner Dichtungen zurück.

Ich sah das Land in Schmelz zerrinnen;
Es dehnt Sabina, Latium,
Es dehnt der Kranz der Apenninen
Als blühte er um mich herum.

Ich folg' dem sanften Gang der Höhen
Und weiß es kaum, wie mir geschieht,
Wenn über Ebnen, Städte, Seen
Des Meeres Glanz die Grenze zieht.

Doch dort auch füllte mich Entzücken,
Wo mich der Berge Graun umschloß
Und von dem schneebeladnen Rücken
Des Himmels Klarheit niederfloß;

Wo Bäche von den Felsen bebten,
Das Thal in blaue Tiefen schwand,
Auf Wolken glühnde Gipfel schwebten,
Auch dort sah ich ein Zauberland!

Sie sehen, edle Frau, daß es eine lebendige Sehnsucht ist, die mich in jene Gegenden zieht, aber ich würde bei einer neueren Rückkehr in die Schweiz mit größeren Hindernissen zu kämpfen

haben, weil ich in die alten Verbindungen, die mir so wohlthätig waren, durchaus nicht zurückkehren will. Ich müßte durchaus durch mich selbst existiren und auch etwas erwerben können, um nicht gerade Alles, was ich in meiner Heimath erwarb, zu verzehren. Von meinen Kunstarbeiten sollen Sie ein Andenken erhalten, sobald sich wieder Gelegenheit darbietet, denn etwas, das nicht von Anfang an dazu bestimmt wurde, mag ich Ihnen nicht schicken. Inzwischen lege ich Ihnen, wie Sie wünschten, ein kleines Gedicht bei, das ich gerade in diesen Tagen schrieb, und zwar eine Abschrift, worin noch die Correkturen stehen. Wenn Schiller sich die Mühe nimmt, es zu lesen, so wird mir sein Urtheil, das ich gelegentlich von Ihnen zu erfahren hoffe, um so interessanter sein[1]).

Ich habe Schiller's Braut von Messina, seinen Rudolph von Habsburg, Goethe's Eugenie und die kleine Erzählung von der Frau von Wolzogen im Damenkalender gelesen. Auch das gehörte zu meinen Freuden in Rom.

Rom, am 1. Ostertage 1804

4. An Friedrich v. Schiller[2]).

Ich glaube ihrer Verzeihung gewiß zu seyn, indem ich zwey Worte an Sie schreibe. In meinem letzten Brief an Ihre Gemahlin, den Frau v. Humbold, mitnahm, bedauerte ich nicht früher von der Reise der Frau v. H. gewußt zu haben, weil ich sonst eine Zeichnung mitgesand hätte. — Kurz darauf erfuhr ich daß Herr von Clubner aus Leipzig nach Sachsen zurükkehrt. Er erbot sich ein solches Blatt mitzunehmen, u ich verfertigte beyliegende Composition, freylich aber in solcher Eil, indem ich kaum 8 Tage Zeit hatte, so daß ich fast in Zweifel stand ob ich's verschikken sollte. Der Gedanke daß in jedem Falle der gute Wille doch das beste dabey seyn würde, bestimmte mich es einzurollen, wie es ist, wobey mir Reinhard, der sich meiner guten Fortschritte sehr freut, behülflich war. — Ich hatte keine Zeit die Zeichnung auf einen saubern Bogen zu ziehen u dem Rand das

[1]) Die Harfnerin, Romanze.

[2]) In ursprünglicher Orthographie.

nöthige Relief zu geben. Ich bitte Sie das alles bey Ihrer Gemahlin, der das kleine Andenken aus Rom gewidmet ist, bestens zu entschuldigen.

Ihnen sende ich ein Produkt, das mich selber überraschte — weil ich es in acht Abenden u beynahe ohne alle Veranlassung schrieb. — Wie glüklich wär ich, wenn es einigermaßen Ihres Beyfalls werth seyn könnte. Mir wird es immer ein Erinnerungszeichen an sehr glükliche Tage meines Lebens bleiben, denn selten genoß ich ein froheres u harmonischeres Gefühl aller meiner etwanigen Kräfte als jetzo.

Da ich jetzt nur zwey Wünsche habe nemlich — bestimmten Anlaß zur frohen Thätigkeit u Aussicht meinen Aufenthalt in Italien oder Deutschland verlängern zu können, zu erhalten, so werden Sie selbst fühlen wie wichtig mir jeder Wink von Ihnen seyn würde. Ich überlasse daher auch ganz Ihrer Disposition welchen Gebrauch Sie von dem beyliegenden Gedicht[1]) etwa machen zu können glauben, indem ich voraussezze daß Sie noch immer einige Theilnahme für mich bewahren, wie gering auch meine Ansprüche darauf sind. Aus meinem Brief an Ihre Gemahlin, den Frau v. H. mitnahm werden Sie über dies alles ein mehreres ersehn. — Ich freue mich unbeschreiblich darauf, daß ich von Ihnen selbst oder durch die Güte Ihrer Gemahlin erfahren werde ob Sie einen Funken Geist u Leben in dem beyliegenden entdeckten, u ist das nicht, so wird mich doch Ihr unverhaltener u gewiß wohlgemeinter Tadel zu einer tröstlichen Gewißheit führen, denn ich kenne niemand, am wenigsten hier, der mein innres bestimmen könnte, wie Sie es mit wenigen Worten können. — Es ist mir lieb daß ich beyliegendem Gedicht bei der Abschrift, die ich freylich in ein paar Abenden machte soviel Vollendung geben konnte daß ich selbst es für jetzt nicht bedeutend zu verbessern wüste u daß Sie daraus einigermaßen sehen wie weit die Tendenz meiner poetischen Ader u meiner Kritik geht. Hätte ich Zeit gehabt, so hätte ich ein paar kleinere Stükke beygelegt, wovon eins oder das andere ganz vollendet ist. Doch es ist genug an dem.

[1]) Fels von Felsenstein.

Mit diesen Arbeiten u diesen Zeilen schließ ich meinen bisherigen Winteraufenthalt in Rom, indem ich in ein paar Tagen u zwar mit Reinhard u einem histor. Maler Abel aus Wien zum zweytenmal nach Neapel gehen will. Kann es seyn, so trenne ich mich von ihnen, u gehe nach Sicilien. Sollte aber die Reise zu kostspielig seyn, so wird's mich doch schon gnug freuen daß herrliche Land um Neapel wiederzusehn u durchs Gebürge von Abruzzo zurükzukehren.

Reinhard grüßt Sie herzlich. Wir sind oft im Geiste bey Ihnen und freuen uns auf die Erscheinung eines großen Schauspiels, das Sie jetzt beschäftigen soll, Wilh. Tell. — Mag es aber heißen wie es will; was Ihren Namen trägt das bringt uns immer große Freunde.

Es ist Zeit daß ich schließe. Ich bitte Sie Ihre Gemahlin herzlich von mir zu grüßen u Sie selbst edle Frau bitte ich kein Wörtchen verlohren gehn zu lassen, wovon Sie glauben können daß es mir wichtig seyn könnte, wenn der Edle Schiller etwas in Beziehung auf meine Arbeiten sagt. — Sie wissen daß es ein sehr reiner u anspruchloser Grund ist warum mir so viel daran liegt. Dasmal füg ich auch die Bitte hinzu: lassen Sie mich nicht zu lange auf Antwort warten, denn die Monde, die ich in Italien verleben kann, sind mir wichtig u entfliehen — ach! so schnell. — Meine Liebe umfaßt ewig Ihr beyderseitiges Andenken![1])

Carl Graß.

Graß schreibt der Schwester aus Rom, 17. März 1804: „Jetzt arbeite ich an einer Zeichnung, die ich Schillers Frau senden will. Diese ist mir immer treu geblieben und ich erhielt von ihr im vorigen Jahr einen sehr schätzbaren Brief. Schiller kann mir vielleicht in einiger Rücksicht nützlich sein und daher habe ich ihm auch eines meiner letzten Gedichte zugeschickt, eben die Romanze." Und dann am 14. April: „Mein Brief, mein Gedicht, mein Bild[2]) sind an Schiller abgegangen. Keime für die Zukunft!"

[1]) Schiller erhielt den Brief von Graß am 26. Juli (Kal.)

[2]) Graß, Sizilische Reise I, 5.

5. An Charlotte von Schiller.

(Palermo) d. 2. Juli 1804.

Sie wissen edle Frau, daß mir nichts theurer ist als der Wunsch, auch in weiterer Ferne nie ganz von Ihrem Andenken getrennt zu sein. Ich bin daher so frei, Ihnen beifolgende Kinder des Augenblicks[1]) zu senden, die Ihnen wenigstens sagen, daß ich eine sehr heitere Reise nach Sicilien machte. Meine Gefährten waren ein junger Gelehrter, Herr Rehfuß und zwei junge Architekten, Schinkel und Steinmeier aus Berlin. Niemals hatte ich eine angenehmere Reisegesellschaft, und diese Tage werden mir um so unvergeßlicher sein, je weniger ich darauf gerechnet hatte, diese Exkursion zu machen. Meine Freunde reisen heute zurück nach Neapel; ich bleibe allein zurück, trotz der Hitze, vor der ich mich so sehr fürchtete. Vorsicht und Enthaltsamkeit werden meine Gesundheit bewahren, und ein so schönes Land und solchen Himmel wie hier sehe ich wohl nicht so bald wieder.

Die Zeit erlaubte mir kaum, dieß Wenige zu schreiben. Entschuldigen Sie mich immer, wenn ich's wage, Ihnen etwas von meiner Arbeit zuzusenden. Ich thue es aber auch nicht eher wieder, als bis ich von Ihnen oder Schiller zwei Zeilen erhalte.

Am 2. April 1805 gab Schiller dem nach Italien reisenden Herrn v. Herda Briefe an seine römischen Freunde, Humboldt, Reinhart und Graß mit. Er bat Humboldt, den Brief an Graß ja recht bald zu besorgen: „Er wartet schon fast ein Jahr auf meinen Brief und wird mich beinahe aufgegeben haben." Graß erhielt Schillers und Charlottens Briefe bei seiner Ankunft in Neapel und gleichzeitig die Nachricht von Schillers Tod.

Im Brief an Reinhart heißt es (Jonas Schillerbriefe, VII, 230).

Ich schreibe an Graß mit eben dieser Gelegenheit und will hoffen, daß mein Brief ihn dort findet. Eine Landschaft, die mir Graß vorigen Sommer geschickt, hat mir viel Freude gemacht, aber das thut mir leid, daß man noch zu sehr den Dilettanten

[1]) Zwei Blätter Distichon „sizilische Reise" betitelt, im Morgenblatt 1807.

ansieht. Er scheint mit der Kunst noch zu sehr gespielt zu haben und die mühsamen Wege zur Vollendung zu scheuen. An Phantasie und Empfindung fehlt es ihm gewiß nicht, um etwas vortreffliches zu leisten, wenn es damit allein gethan wäre.

6. Brief Schillers an Graß.

Weimar, 2. April Dienstag 1805.

Wie sehr fürchte ich, mein werther theurer Freund, daß mein langes Stillschweigen auf Ihre lieben Briefe, die von einem so werthen Andenken begleitet waren, Ihnen eine seltsame Meinung von mir möchte beigebracht haben. Aber da ich Ihr Paquet mit der Zeichnung erhielt, war ich gefährlich krank und meine Frau lag eben in Wochen[1]) so daß ich für alles andere unfähig war.

Und so war es leider auch den größten Teil des Winters, unter dessen Strengigkeit meine schwache Natur bald erlegen wäre. Jetzt mit eintretendem Frühjahr kömmt die Heiterkeit und der Lebensmuth zurück und so wie die Erde der Sonne, öffnet sich auch die Seele der Freundschaft wieder.

Ich fange also damit an, Ihnen aufs herzlichste für Ihr Andenken an mich, für Ihr fortdauerndes Vertrauen zu mir zu danken. Wahrlich, Ihr Andenken ist immer frisch und lebendig unter uns, und innig rührt es uns, daß auch Sie unserer gedenken. In dieser Zeit hat sich freilich viel bei uns verändert, mein Haus ist lebendig geworden und Sie würden sich wundern, wenn Sie meine Söhne sähen, davon der älteste jetzt bald zwölf Jahr alt ist.

Viel Freude habe ich in diesen 12 Jahren erlebt, wiewohl auch viel durch Krankheit gelitten, aber der Geist ist doch immer frisch geblieben.

Ihre Zeichnung hat uns einen sehr angenehmen Beweis Ihrer Fortschritte in der Kunst gegeben und gewiß würde es nur von ihrem beharrlichen Willen und von der Entschiedenheit

---

[1]) Schiller erhielt den Brief von Graß am 26. Juli 1804, am Tage nach der Geburt seiner Tochter Emilie (spätere von Gleichen-Rußwurm).

ihres Entschlußes abhängen (der jetzt noch zwischen Poesie und Malerei hin und her zu schwanken scheint) es in der Kunst zur Meisterschaft zu bringen. Eine schöne Phantasie belebt Ihr Werk, es hat Geist und Anmut und vielleicht mangelt es ihm weniger an den höheren Eigenschaften, welche die Natur allein giebt und der Fleiß nie erwirbt, als an gewißen mechanischen, die sich durch anhaltende Übung erwerben lassen. Ich kann von Ihrem Gedichte ohngefähr das nämliche in Absicht auf die poetischen Forderungen sagen, Seele und Gefühl atmet darin, wie es in allem der Fall sein wird, was Sie machen. Aber der Sprache fehlt es an Bestimmtheit, Sicherheit und Correctheit und dem ganzen noch die letzte Hand. Ihr Aufenthalt in Italien, der ihren malerischen Fortschritten günstig ist, wird Ihren poetischen Arbeiten nachteilig sein, weil sie in dieser Entfernung mit unserer Dichtersprache nicht wohl gleichen Schritt halten können, die in beständiger Gestaltung und Umgestaltung begriffen ist. Ich würde also, wenn ich mich in Ihre Seele versetzte, rathen, Ihre Parthei zu ergreifen, und entweder wenn Sie in Italien bleiben, ganz und ausschließend der Landschaftsmalerei sich hinzugeben oder wenn zu der Poesie die Neigung stärker ist, Italien zu verlassen und in Deutschland Deutsche Poesie zu treiben. Zwischen beiden aber, glaube ich, müßen Sie eine Wahl treffen, weil sowohl die Malerei als die Poesie ihren Mann ganz fordert und hier keine Teilung möglich ist. Fassen Sie bald Ihren Entschluß und unwiderruflich, denn das Leben hat einen kurzen Lenz und die Kunst ist unendlich.

Lassen Sie mich wissen, ob ich Ihren „Fels von Felsenstein" etwa zum Druck in den Cottaischen Calender geben darf, an dem auch ich arbeite. Ich denke, daß man gern ein annehmliches Honorar dafür bezahlen wird.

Wie gern mein lieber Freund versetzte ich mich zu Ihnen unter ihren schönen Himmel, in Ihre herrliche Natur und an Ihr eignes liebendes Herz, wenn der Körper so leicht den Wünschen folgen könnte. Aber ein unermeßlicher Raum liegt zwischen uns und ich kann mit meiner Gesundheit keine solche Probe machen. Ich umarme Sie mit der herzlichsten Liebe

und sehe einem Worte des Andenkens von Ihnen mit Sehnsucht entgegen.

Ewig der Ihrige

Schiller.

Graß schreibt der Schwester, Neapel, 25. Juli 1805: „Bei meiner Ankunft in Neapel gab mir Freund Haller einen Brief, denk Dir's! er war von Friedrich Schiller. Wie flossen Freude und Schmerz in meiner Seele zusammen. O! dieser letzte Gruß eines solchen Menschen ist unschätzbar. Und wie freundschaftlich ergießt sich seine Seele auf vier Seiten. Sein letztes Wort: „Ich sehe mit Sehnsucht einem Worte des Andenkens von Ihnen entgegen. Ewig der Ihrige." Worte der Liebe und der Hoffnung aus dem Herzen solcher Menschen, sind mir wie helle Sterne, die dem Grabe des Vergänglichen entsteigen."

An Wilpert schreibt er (Neapel, 28. Juli 1805) folgendermaßen: „Auch Schillers deutsche Harfe, die er mit griechischer Zartheit schlug, ist verstummt. Arme Charlotte! Wie unaussprechlich verwaist stehst du da nach dem Verlust eines solchen Mannes. Schiller war unstreitig eine der ersten Zierden seiner Nation, aber nur der kann ganz seine Größe fühlen, der die Kindlichkeit seines Herzens kannte. Mit der Nachricht von Schillers Tode erhielt ich bei meiner Ankunft in Neapel einen langen liebevollen Brief von dem mir ewig unvergeßlichen und einen von seiner Gattin, der oben genannten Charlotte. Das letzte Wort seines Schreibens ist: ich sehe mit Sehnsucht einem Worte des Andenkens von Ihnen entgegen. Denken Sie selbst, was ein solches Abschiedsblatt von solchem Manne mir sein muß."

Nach Schillers Tode.

7. An Charlotte.

Neapel, den 10. August 1805.

Edle Frau!

Dießmal wird es mir schwer, Ihnen zu antworten, und unwillkürlich habe ich seit vierzehn Tagen (in welchen freilich das Erdbeben hier war), dieß Geschäft verschoben. Ich bin stumm und meine Brust ist, wie der lautlose Stein. Die Welt ist mir

verödet und so gleichgültig, daß ich mitten unter der Unruhe der Menschen beinahe furcht- und gedankenlos umher wandle. Unaufgerollt liegen um mich meine aus Sicilien mitgebrachten Zeichnungen und Alles, was ich dort arbeitete, schiebe ich als etwas Werth- und Reizloses auf die Seite. Ich muß an Sie denken, edle Freundin! Erlauben Sie, daß ich in diesem Brief Sie also nenne. Ich muß an Ihren Kummer denken, um wieder Leben und Empfindung zu bekommen. Arme Charlotte, sag' ich mir, wie erträgst Du das? Aber nach einigen Augenblicken versink ich wieder in meinen apathischen Gemüthszustand und weiß keine Worte hervorzubringen. Und doch muß ich Ihnen antworten. Kommt gleich mein Brief spät in Ihre Hände, so weiß ich's doch, daß er Ihnen nicht gleichgültig sein wird[1]). Sie wissen, wie ich ihn liebte und selbst meine Klage um ihn wird Ihnen tröstlich sein. Kann man etwas anders thun als klagen, daß auch das vortrefflichste hinnieden nicht dauern kann? Aber sanft und melodisch sei die Klage um ihn, dessen Seele so ganz Harmonie war. Entweihung seines Andenkens dünkt mich jede zu laute Äußerung des Schmerzes über sein Vorübergehn. So erhebt meine Seele Schillers edler Schatten, wenn ich seiner Urne nahe; aber dann übermannt mich plötzlich die Schwäche des Herzens, und ich weine laut mit Ihnen, daß er nicht mehr ist. Arme Charlotte, wie ertrugst Du das? sage ich noch einmal. Ach, es giebt Augenblicke, die man nicht zu überleben zu können glaubt, und doch müssen sie überlebt werden. Die kalte Pflicht tritt hier vor die Leidende und ruft: erhalte dich den Lebenden!

Das sind unstreitig die erhebendsten Momente im Leben, da

[1]) Er machte in der Tat auf Charlotte einen tiefen Eindruck. Hennes, Andenken S. 128 f. Brief der Frau von Lengefeld an Charlotte. Mittwoch 1806. „Der mir überschickte Brief folgt mit vielem Dank zurück. Ach! er hat meinem Herzen unaussprechlich wohl und weh gethan. Gute Lollo! bei allen deinen tiefen Leiden müssen doch solche Rückerinnerungen wohlthätig sein. Der gute Graß, er nimmt unsern Schiller so, wie man ihn nehmen soll. Die Treue und die Feinheit seines Wesens, verbunden mit dem größten Genie, ach! das zeichnet Schillern und wird ihn ewig vor allen andern großen Männern auszeichnen."

die Seele diesen großen innern Kampf kämpft und mit göttlicher Hoheit dem Schmerze Stille und Verstummen gebeut. In solchen Augenblicken glaube ich die Worte zu verstehen: „Und ein Engel nahte sich ihm, ihn zu stärken.“ Bei diesem Gedanken schöpfte ich wieder Athem. O, der Engel des Muthes hat Sie, edle Frau, gewiß nicht verlassen. Ihre sanfte, liebevolle Seele fand eine Hülfe in sich, die nichts Äußeres ihr zu geben vermochte.

Vergebens schildere ich Ihnen den Augenblick, als ich bei meiner Ankunft in Neapel die Nachricht von Schillers Tode und fast zu gleicher Zeit seinen Brief mit dem Ihrigen vom 2. April erhielt. So reich und so arm machte mich dieselbe Minute! Sein heller milder Geist schwebte vor mir wie ein freundlicher Stern, aber die Erde war mir ein leerer Raum geworden, denn seine Stelle darin war verschwunden. Dennoch können Sie sich denken, was mir das sinnliche Zeichen seines Dageweseinseins, der letzte Zuruf seines Andenkens und seiner Liebe seyn mußte! „Ich sehe mit Sehnsucht einem Worte des Andenkens von Ihnen entgegen.“ Das sind die letzten Zeilen jenes Briefes. Sie haben unbeschreiblich mein Herz angegriffen. Es war mir, als kämen mir die Worte aus einer andern Welt herab. Als ich nun darnach Ihren Brief las und die nach so vielen trüben Tagen wieder auflebende Hoffnung Ihrer Seele darin wahrnahm und mir's hinzu dachte, wie diese Hoffnung vernichtet wurde: da konnt ich nur mit einer Art von Bitterkeit auf's Leben hinabsehen. Ich erstickte die Stimme der Sehnsucht, die sich in das Gebiet des Unendlichen wirft. Was lockest du mich, täuschender Nachklang meiner Empfindung, wenn die Saiten des Harfners zerrissen sind! Aber in dem ruhigen Augenblick des Denkens machte ich mich los von den Umgebungen der sinnlichern und eigennützigern Gefühle. Ich übersah mit hellerem Blick den Gang des Mannes, den ein so göttlicher Geist beseelte. Ich verglich seine stille Bahn mit den gepriesenen Bahnen des rauschenden Ruhms. Dann freute ich mich auch des Vorübergegangenen. Ja, ich konnte mich freuen — verzeihen Sie mir den Ausdruck — daß er um so beneidenswerther in der Blüthe der Jahre starb.

Edle Leidende! Wie sehne ich mich nach einem Laute von Ihnen! Werd' ichs hören, daß Sie sich fassen konnten? Was gäb ich nicht darum, wenn ich in diesen bedeutenden Augenblicken Ihres Lebens Ihnen hätte näher sein und durch die Liebe selbst, die ich für Sie trage, wie ich sie für Schiller trug, hätte tröstlich werden können! Ich befand mich wahrscheinlich, als Sie den Freund Ihres Lebens verloren, auf den Höhen, welche die Ebene von Syrakus umgeben. Dort verlebte ich den Mai. Im Juli verließ ich die Insel, auf welcher ich eins der unvergeßlichern Jahre meines Lebens lebte. Ich habe Ihnen ein kleines Blättchen, das einige Distichen zum Andenken meiner ersten Reise durch Sicilien enthielt, gesandt. Ich weiß nicht, ob es in Ihre Hände gekommen ist. Nachher habe ich nicht wieder geschrieben, weil ich mich leicht fürchte, Briefe zu versenden, wenn sie nicht Antworten sind. Dieß müssen Sie nicht als Mißtrauen auslegen. Es ist eine gewisse Ängstlichkeit, die ich wohl immer behalten werde.

Über meine eigenen Angelegenheiten schreibe ich Ihnen dießmal nicht. Es ist auch wenig darüber zu sagen. Ich habe sehr wenige Pläne und sehr wenige Bedürfnisse, und gehöre insoferne zu den glücklicheren Menschen, zumal da meine Gesundheit, seitdem ich in Italien lebte, gut ist. Sollte ich nicht mit Ruhe und Freiheit, wie bisher, in diesen Gegenden bleiben können, so werde ich mich in meine kalte Heimath zurückziehen, mich dort in den Mantel hüllen, wenns stürmt, und unberühmt, doch nicht freudlos, sterben. Ich danke Ihnen für alle Äußerungen Ihrer Theilnahme, für die gerade, offene und daher mir so unbeschreiblich wohlthuende Weise, mit der Sie schreiben, für die Sorgfalt, mit der Sie mich mit Ihrem Kummer und mit Ihren Freuden bekannt machen. Ich hoffe, Sie, wenigstens für Augenblicke, in meinem Leben noch wieder zu sehen. Ich hoffe, Sie werden mir noch dann und wann von Schiller etwas schreiben. Er lebt für mich in seinen Werken und in Ihrer Seele, die seine Vertraute und der schöne Trost seines Lebens war.

Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten

Frau Schwester. Muth bis zum letzten Augenblick! Muth haben, heißt leben.

Ewig der Ihrige

K. Graß.

Beilage.

Zu einem Brief, der einen weiten Weg zu laufen hat, ist es wohl erlaubt, eine Beilage hinzuzufügen; aber immer wird etwas Unbefriedigtes in meiner Seele zurückbleiben, denn es ist gewiß, wenn ich jetzo bei Ihnen wäre, ich könnte mich nicht satt reden über Schiller. Erlauben Sie also, daß ich Einiges, ihn betreffend, sage und frage, wie es mir einfällt. Es mag für Andre noch so große Kleinigkeit seyn; genug, daß Sie es nicht so ansehn. Also zuerst eine Erinnerung, die Sie betrifft. Erinnern Sie sich noch eines Augenblicks, der mir unvergeßlich ist, als Schiller in Rudolstadt so krank war: Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, soviel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Übersetzung des 4ten Buches der Äneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thüre, sich nach Schillern umzusehen. Sie sahen ihn also daliegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen, und eben so leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor sein Bett hin. Ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch Jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen eine Scene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte?

Eine Frage und Bitte! Als ich eben damals mehrere Tage in Ihrer Nähe verlebte, von denen ich noch immer kaum begreife, wie mir selbige wurden, sprachen Sie mir von einem Lied an die Sonne, das Schiller geschrieben hätte[1]). Unzähligemal habe ich an dieses Sonnenlied gedacht, weil mich die Sonne selbst und was mir die Sonne in meinem Leben war, so oft an das denken machte, was Schiller darüber gesagt haben möchte. Sollte sich jenes Gedicht finden, so erfreuen und beschenken Sie mich mit einer Abschrift davon. Von allen Symbolen, unter denen sich die Völker die Gottheit malten, ist jenes das einzige, vor dem ich willig mit niederkniee, und die Zerstörung des Sonnentempels in Peru schmerzt mich eben so sehr als die des olympischen Jupiters.

Eine andere Frage. Ist es wahr, daß Schiller ein großes Trauerspiel unter Händen gehabt habe: Der Johanniter-Orden betitelt?[2])

Andere Fragen. Darf ich es nicht wissen, wer den Nachlaß von Schillers Papieren ordnen wird, damit ich mich im Voraus darauf freue? So weiß ich z. B., daß Johannes Müller eine Biographie von Herder schreibt; wer wird über Schiller ein treffendes Gemälde, wie es zu wünschen wäre, entwerfen? Welche ihm eigenthümliche Milde und Humanität zeichnete ihn aus. Mit seinem Geiste und seinem Herzen schloß er sich gleich innig an zwei verschiedene Welten. Bei Schiller dem Menschen vergaß ich den hochfliegenden Geist, und seinem Geiste folgend verlor ich sein Individuum. Unvergeßlich wird es mir bleiben, was mir Schillers Mutter in der Solitüde bei Stuttgart aus Briefen des Sohnes an die Mutter mittheilte, und wie sie über seine Kindlichkeit sprach. Schiller war einmal im Jünglingsalter eine kurze Zeit abwesend gewesen. Er fand die Mutter in einer großen Gesellschaft, die Lebhaftigkeit seines Herzens riß ihn hin.

---

[1]) Ohne Zweifel „Die Priesterinnen der Sonne", jenes bestrittene Gedicht, für dessen Ächtheit hier das bestimmteste Zeugnis vorliegt. Man sehe über den Streit J. Mayer: Beiträge zur Feststellung des Schillerschen Textes 1858. S. 13.

[2]) Die Malteser.

Er flog, sie nur sehend, der Mutter in die Arme und konnte sich kaum wieder von ihr losreißen.

Schreiben Sie selbst Erinnerungen über Schiller nieder nicht für's Publikum, sondern als ein Vermächtniß an Ihre Kinder. Eine weibliche Hand sollte doch auch dem Mann eine Cypresse pflanzen, der das Lob der Frauen so schön sang! Wer könnte das am besten?

Wär es nicht möglich, daß Schillers Räuber nach der allerersten, fast nicht zu habenden, gleichsam unterdrückten Ausgabe herausgegeben würden?

Ich begnüge mich, Ihnen diese wenigen Fragen, Erinnerungen, Wünsche vorgelegt zu haben. Sollten dringende Arbeiten mir nicht alle Zeit im nächsten Winter wegnehmen, so will ich mir selber ein Blatt zum Andenken an den unvergeßlichen malen. Meine schönsten Erinnerungen aus Sicilien sollten es bereichern und die Arbeit selbst sollte eine Unterhaltung mit ihm sein. Freunde sollten mir dabei seine Werke vorlesen. Ihnen würde ich das Bild beschreiben und eben so gerne geben, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Ich fürchte aber, daß nur äußerst wenige Zeit bleiben wird, weil ich die schon bestimmten Arbeiten nicht verschieben darf und mehreres zugleich nicht zu unternehmen wage. Leben Sie wohl! Es ist mir immer, als hätte ich noch nichts gesagt. Möchte doch etwas Sie erfreuen. C. G.

8. An Charlotte!

Pallazuolo, am Albaner See
den 30. Aug. 1808.

Glauben Sie es mir, verehrte Freundin! daß ich wie nach einer Himmelserscheinung, nach einer Wiederkehr Ihres Geistes zu mir mich sehne. Ich trage für Sie eine unauslöschliche Liebe in meinem Herzen und ich kann die Stunden nicht erwarten, bis ich durch einige Zeilen von Ihnen ein anschauliches Bild von Ihrem Leben, seit ihrem Alleinsein, erhalte.

Ich genoß einer seltenen Zufriedenheit, die das Resultat gereifterer Lebensansichten war, und meine Freude an Kunst und an Menschen hat um vieles zugenommen, seit das Schöne besser

zu fühlen, das Humane besser zu ergreifen weiß. In diesem Gefühl von mir selber empfand ich lebendiger die Nähe des für die Welt unsterblichen Schiller. Nie habe ich mich von ihm getrennt geglaubt, ja nie ihm näher gelebt, als seit es mir tieferes Bedürfnis war, an ihn zu denken.

Die Ruhe meines Geistes kam mir wohl zu statten, weil ich ein langes beschwerliches Übel zu überwinden hatte. Ich plagte mich nämlich 14 bis 16 Monate lang mit einem kalten viertägigen Fieber, das ich mir durch Unvorsichtigkeit zugezogen hatte. Die Berge Urbinos, zu denen ich flüchtete, befreiten mich endlich von diesem Weh, und ich genoß seitdem eine höhere Gesundheit. Von meinen Arbeiten will ich Ihnen nur dieses sagen, daß sie hauptsächlich in drei mühevollen Gemälden bestanden, die ich mir selber zum Andenken Siciliens, wo ich über ein Jahr lebte, malte. Später schrieb ich den ersten Theil meiner Künstlerreise durch Sicilien, die bei Cotta herauskommen wird. In Cottas Morgenblatt wurde eine sicilische Distichonreihe von mir gedruckt und verschiedenes andere. Nie ist meine Muse, wenn ich meine kleine poetische Anlage so nennen darf, ergiebiger gewesen, als in den letzten drei Monaten. Ich bitte Herrn Cotta, dem ich dieses Blatt zusende, Ihnen das Lacryma-Lied mitzutheilen, das ich im Mai dieses Jahres in Neapel schrieb, weil ich darin Schillers und Herders Namen genannt habe. Während meines Fiebers schrieb ich ein philosophisches Gedicht, „errungener Friede" betitelt, und meiner Heimath zu lieb für eine dort herauskommende Sammlung religiöser Gesänge 12 Lieder, die dem Herzen entquollen sind. Vieles widmete ich der Frau von Humboldt, die ich sehr innig verehre. Darunter war ein Gedicht „Mnemosyne", ein anderes „das Grab" überschrieben, eine neue Ballade „der Jungfrau Unglücksweg", die ich auch für Cottas Morgenblatt gesandt habe, die ihr und Humboldt besonders lieb waren.

Herr Cotta hat mir gesagt, daß Sie einmal an ihn meinetwegen geschrieben hatten. Das hat mich sehr gerührt. Glauben Sie es, edle Frau, der Segen des guten Willens geht nie verloren.

9. An Charlotte v. Sch.

Rom, Sonnabend Abends
den 17. Dezember 1808.

Wie haben mich Ihre lieben liebe- und seelenvollen Zeilen ergriffen! O das läßt sich nicht sagen; aber tief habe ich's gefühlt und bewahre es als etwas heiliges, daß Ihre Empfindung zu mir von dem sprechen konnte, was Ihnen das Heiligste ist und sein muß — Von Ihrem Schmerz. Brich immerhin, du armes Herz! möchte man in gewissen Fällen sagen, nur dann bist du es werth, solchen Schmerz zu leiden. Ach, so tief, so innig, so liebend habe ich Sie noch nicht gekannt, und nun erst erhalten alle jene nie verloschenen Eindrücke, die ich von Ihrer milden weiblichen Erscheinung mit mir nahm, himmlische Blüthen; nun erst weiß ich's, daß meine Liebe zu Ihnen etwas höher Gebotenes war. Sie sehen, edle Charlotte! wie ich mich ohne alle Furcht ausspreche, weil ich das Glück fühle, mich so aussprechen zu dürfen. Wie wahr haben Sie über das Schweigen gesprochen! Ihnen müssen die hörbar werdenden Laute vernehmlich werden, wie sie in mir erklingen, denn ich trage eine innere Wahrheit in mir und einen Glauben an die Stimmen in einer unverfälschten Menschennatur, auf dem allein des Dichters Seligkeiten beruhen. Ich habe dieses Wort in tieferem Sinne faßen gelernt. Das Leben ist mir wie verschwunden, aber das Symbol des Lebendigen ist mir geblieben. Eine neue reinere Jugend der Seele ist zu mir herabgekommen, und eine Welt mit leuchtender Sonne und einer heiligen Sternennacht ist in mir aufgegangen. Alles das ist geschehen kurz, nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, nach einem Abendgespräch, in welchem Frau von Humboldt mir erzählte — während wir am hohen Rand des Albaner Sees verweilten — wie Schiller sich meiner erinnert habe mit Ihnen. Da kam, als ich zu den Lorbeerbäumen und der Stille des Klosters kehrte, der Geist Gottes über mich, und eine mir unbekannt gewesene Welt der Dichtung trat mit funkelnden Bildern des lebendigsten Lebens aus mir hervor. Ich schrieb das Märchen von der Sonnenkönigin oder das heilige Märchen der Liebe und der Verwandlungen der Liebe in zehn Gemälden

in zwei Tagen. Als ich fertig war, weinte ich helle Freudenthränen und flog in die Himmel den Geist Schillers aufzusuchen, da ich ihn auf der Erde nicht mehr zu finden wußte. Seitdem bin ich ein anderer Mensch. Ein Saitenspiel ruht über meinem Herzen, und von selbst kommen die Töne. Ich schrieb ein zweites Gedicht, die Perleninsel in 24 Stunden; dann Maria oder die heiligen Blumen in zwölf Gemälden; dann Siegmunds heilige Wallfahrten in drei für sich bestehenden Gemälden, ähnlich dem vorigen. Heute habe ich das letzte Gedicht versandt, das ich in diesem Jahre schrieb, so glaube ich's, es heißt die heilige Dichtung von der Freundschaft, ein Pilgerlied. Die vielen kleinen Sachen erwähne ich gar nicht. Vieles hab' ich Cotta gesandt für sein Morgenblatt, denn wir sind nun Freunde. Ich wollte, daß das kleine Lied: Die heilige Quelle der Liebe mit Küsters trefflicher Musik sich zu Ihnen verirrte, wie die Musik des Lacryma-Liedes u. s. w. Von dem Liede: die stille Welt, ist mir meine eigene einfache Composition lieber; mir kommt nämlich mit jedem Liede auch eine Melodie. Das alles sage ich nur Ihnen und Ihrer guten Schwester; Andere sollen es nicht wissen; aus eben dem Grunde, warum Sie mit wenigen von Ihrem Schmerze sprechen können. Ich muß Ihnen hierbei etwas bekennen. Ich habe das Märchen von der Treue ebenfalls durchgearbeitet, weil Schiller es liebte und herausgeben wollte, und deßwegen und um Ihnen doch einen kleinen schwachen Beweis meiner Liebe öffentlich zu geben, hab ich es Ihnen dediciert und es freut mich nun doppelt, daß ich meinem Herzen folgte. Wohl weiß ich, daß das Märchen selbst in Vielem anders hätte sein können; aber die Hauptidee, die sich zuletzt einfach entwickelt, wird mir immer theuer sein, und um dieser Idee willen durfte ich das ganze Ihnen zueignen. Werden Sie damit zufrieden sein? O gewiß! Sie können nicht anders. Sehen Sie, wie gewiß ich das weiß!

Gegenwärtig schreibe ich an dem zweiten Theil meiner sicilianischen Reise, der zugleich ein psychologisches Fragment aus der Geschichte meines Lebens, neben der Schilderung des ungekannten Siciliens sein wird. Mit neuer Liebe arbeite ich nun daran, weil ich denke, daß es Ihnen Unterhaltung und Genuß

gewähren könnte. Nebenbei schreib ich Antichariden oder Geschichten, die Räthsel sein sollen, aber dem wahren Gefühl sich vor der Auflösung offenbaren müssen. Den Sommer hab' ich vier Ölgemälde vollendet, die meine bestgemalten sind. Daß Sie meinen Freund Laumann sahen, freut mich sehr. Es ist einer der reinsten Menschen gewesen, die ich seit vielen Jahren gekannt habe, und seine Erscheinung hat auf mich unglaublich gewirkt. Er war, seit ich von der Heimat fort bin, der Einzige, der die Bäume meiner Kindheit sah. Die Zeichnungen waren nur Schattenrißstriche, und keines der vielen Gedichte, die ich im Mai schrieb, z. B. Das Weib im Schleier, Der Jungfrau Unglücksweg, Das frühe Maibild, Camuldoli, Epistel an Elise, an Dorothea, Das Grab, Erfahrungsvermächtnis u. s. w., von denen er Abschriften hatte, hat er vollendet gesehen; aber geschrieben hab' ich ihm, und der letzte Brief an ihn veranlaßte die erwähnte heilige Dichtung von der Freundschaft.

Ich genieße einer guten Gesundheit und vieler Zufriedenheit, nachdem ich mich durch Unzähliges durchgerungen habe. Öfters sah ich die Fr. v. H., gebe ihrer Tochter einen Religionsunterricht, den ich in dem Kloster am Albaner-See mit Rücksicht auf das Bedürfnis unserer Zeit geschrieben habe. Die Arbeit und mein reiner Wille werden mir werth bleiben, sei der Erfolg, welcher er wolle. Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir von Ihrer Wohnung und Ihren Kindern ausführlich sprachen. Nun kenne ich Alle und lebe im Geiste mit Allen und lerne sie lieben ehe ich sie sah. Die Frage: ob ich Sie wieder sehen werde? macht mich wehmüthig. Wenn es auf solche Fragen kommt, dann verhülle ich gern meine Augen und will nichts wissen, sondern sage kindlich: wie Gott es will! Nur die Liebe ist mein. Diese Unendliche kennt keine Schranken und drängt mit Gotteskraft sich über alle Zeit hinaus. Ich lasse sie walten, wie es ihr natürlich ist, und bete die unendliche Natur an und glaube und hoffe alles Gute, Alles woran mein Sehnen hängt, um der Liebe willen. Die Liebe segne, erfreue, tröste Sie!

10. An Charlotte v. Sch.

Rom d. 21. Dezember 1808.

Meine ganze Empfindung segnet Sie für Ihren Brief und für den Reichtum der himmlischen Liebe, die er enthält. Welch eine heilige Weihnachtswoche für mich! denn ich lebte sie mit Ihnen, mit Schiller und allen allen Erinnerungen von Ihnen Beiden. Ihnen dank' ich's auch, daß ich mich aussprechen und ausweinen konnte, wie ich es vorher nicht konnte. Ich erschrak vor dem bloßen Gedanken, ein Gedicht auf Schillers Nichtmehrsein unter uns zu machen, und doch drückte es mir das Herz ab so stumm zu bleiben und thränenlos, wie wenn ich ein Fremder wäre. Endlich, meine Freundin wagte ich's, und in einer halben Stunde schrieb ich auf das Couvert Ihres Briefes die heilige Klage, die ich Ihnen sende. Einige der ersten Ausdrücke waren individueller, als sie jetzt ausgedrückt sind, denn im ersten Augenblicke dacht ich nur an Sie und mich, und vergaß, daß er der Welt gehörte. Sie werden es empfinden, daß es empfunden ist. Bei dem 6. Vers habe ich mich ausgeweint. Nun ist mir wohl. O es ist etwas Wunderbares um die Liebe; aber nur Wenige kennen sie! An dem gleichen Morgen schrieb ich ein anderes Gedicht, überschrieben: die drei ernsten Worte des Freundes, und am Tage darauf: der schwerste Moment des Schicksals. Beide sind für Karoline H. und kommen in die Sammlung meiner heiligen Lieder. Sobald ich Ihnen wieder schreibe, werde ich Ihnen abschreiben, was mir das liebere ist. Diesem Brief will ich seine Einheit nicht nehmen. Aber werden Sie mir nicht wieder schreiben? oder wollen Sie wieder lange Zeit vergehen lassen? Thun Sie es nicht! Ihre Klarheit, Innigkeit und Wahrheit ist wahres Öl in die Lampe meines Geistes. Niemand kann mir das beglückende Gefühl geben, das Sie mir geben; denn ich habe einen unbegrenzten Glauben zu Ihnen, und sind es nicht 12 oder 14 Jahre, seit ich Sie am letzten sah? Wahrlich das Einzige, was uns bei dem fliehenden Leben für seine Flucht entschädigen kann, ist die bewährtere Empfindung der Freundschaft; aber auch diese kennen nur Wenige.

In meinem nächsten Briefe hoff' ich Ihnen mehr von den kleinen Erzählungen zu sagen, die ich schreiben will.

Drei sind unvermerkt fertig geworden. Der Roman von den beiden Fischen, Eginhard's Reise nach Chamouny und veau de Grill oder das Namen-Lotto[1]).

Es fehlt mir nicht an guter Laune, aber sehr an Zeit, ungeachtet ich fast zu niemand gehe.

11. Beilage.

Heilige Klage um Friedrich Schiller.

Wo der Bach durch Frühlingsbüsche rinnet,
Wo die stille goldne Quelle quillt,
Wo am Quell das blaue Blümchen sinnet,
Zaubrisch wiederglänzt des Himmels Bild;
Wo die Kindheit mit den Kindern spielet,
Wo das Mädchen Rosenkränze flicht —,
Wo der Jüngling hohe Wonne fühlet;
Kennt ihr jene selgen Fluren nicht?

Welche Stimme tönt aus ferner Welle? —
Zur Verwandlung rief dich das Geschick;
Suche nie die vor'ge Blüthenstelle,
Liebe führ' zum Urquell dich zurück.
Ach, verändert sind des Lebens Zeugen!
Aus den Blumen stieg ein dunkler Wald!
Und die süßen Frühlingssänger schweigen;
Und der Wonne Laute sind verhallt.

Wo die Kindheit spielte, starrt die Bahre,
Und verschwunden ist der Quelle Glanz.
Seht! die Jungfrau wallt mit losem Haare,
Und im Staube trauert der schönste Kranz.
Von dem Jüngling, der am Maies-Tage
Sie mit heil'ger, treuer Lieb umschlang,
Steht der Name nur — am Sarkophage,
Und verstummt ist seiner Harfe Klang.

Zu der Himmelslampe bleichem Glänzen
Sieht die Weinende aus Nacht empor;

[1]) Das Gedicht „Der Spiegel der Diana" im Taschenbuch aus Rom 1810 S. 76 scheint auch von Graß zu sein.

Und aus ungemessnen Lebens Grenzen
Schweben ihr der Hoffnung Bilder vor.
Bietet ihr der Erde Herrlichkeiten
Und was je die Welt für Großes nahm;
Ihre Wonne weilt in fernen Weiten,
Seligkeit giebt ihr allein — der Gram.

Such' ich euch, ihr lichten Morgenauen?
Such ich wen'ger Rosenmonde Glück? —
Nein, dich will ich, dich, du heilge schauen,
Mit des Schmerzens tiefstem heilgen Blick.
Will mit dir an dunklen Urnen weinen,
Mühsam irren, wo kein Mensch mich sieht,
Und in stillen, ernsten Todeshainen
Sing' ich dann mein schönstes tiefstes Lied.

Um den Mann, den jede Nachwelt nenne;
Der zu frühe seiner Zeit entging;
Um den Freund, von dem kein Herz sich trenne,
Das von ihm nie schönres Sein empfing.
Frommer Schmerz! entsteige du dem Busen!
Reiner strömt aus dir Begeistrung her.
Weinet alle Grazien und Musen!
Schillers, Schillers Stimme tönt nicht mehr.

Zu den Sternen ist er hingezogen,
Denn ein Stern war unter Menschen er,
Und der ganze volle Himmelsbogen
Ging im Klang des Liedes vor ihm her.
Quellen horchten, wo sonst Bäche rauschten,
Und der Freunde schönstes Fest begann;
Alle Genien der Menschheit lauschten,
Nur die Sänger sahn' sich staunend an.

Fliegt ihm nach im vollsten Chor vereinet,
Dankestöne von der Menschenflur!
Deutschlands Mütter! Deutschlands Töchter! weinet,
Männer! Söhne! ehrt des Edlen Spur.
Himmlische Gewalt hat uns ihm anverbunden,
Nicht entreißen soll uns ihn die Zeit.
Heilge Liebe kennt kein Maß der Stunden
Und ihr Himmel ist Unendlichkeit.

14. Karl Graß als Maler,

Von Dr. Wilhelm Neumann,

Direktor des städtischen Museums in Riga (aus Rigaer Tageblatt 1908. Kunstbeilage Nr. 11—13.)

Im Vestibül des städtischen Kunstmuseums[1]) hängen Graß' Hauptwerke: die vier großen sizilianischen Landschaften, seit deren Entstehen jetzt ein Jahrhundert verflossen ist. Im Jahre 1816 gingen sie aus dem Besitz des Rigaschen Großkaufmannes Georg Wilhelm von Schroeder in das Eigentum des städtischen Museums über. Die Menge der Museumsbesucher zieht meist achtlos an ihnen vorüber, oder streift sie nur flüchtigen Blickes. Hin und wieder tritt wohl auch einer näher hinzu, schlägt im Katalog nach und zieht befriedigt weiter, wenn er den Namen des Autors und die Bildadressen gefunden hat.

Was ist den meisten Karl Graß weiter, als einer der vielen unbekannten Maler? Nur wenige, die von ihm mehr wissen, bleiben länger vor den Bildern stehen; und während ihr Blick auf ihnen ruht, zieht zugleich das ganze Leben dieses merkwürdigen Mannes ihrem geistigen Auge vorüber. Der Jenenser Student, der sich während des Studiums der Theologie, zu dem Versprechen und Notwendigkeit ihn zwingt, für Poesie und Malerei begeistert; der schwärmerische Verehrer Schillers, in dessen Hause er ein gerngesehener Gast ist; der junge Hauslehrer in Riga, der für das Unbefriedigende, Zwangvolle seiner Lebensstellung in der Beschäftigung mit Kunst und Literatur, und im Umgange mit gleichgesinnten Männern vergeblich Ersatz zu finden hofft; der junge Pastor endlich, der, seelisch gebrochen, außer Landes geht, und in der Kunst Vergessen und Befriedigung sucht.

Viel Liebe, viel Leidenschaft, ein ganzes künstlerisches Glaubensbekenntnis, das leise in Entsagung ausklingt, ist in diese Bilder hineingemalt worden, und dem Kundigen erzählen sie die Geschichte eines ganzen Künstlerlebens, eines Künstlerlebens, das hohen Idealen nachstrebend, doch schließlich das Versagen der schaffenden Kraft fühlte und trotz edelsten Wollens den steilen Weg zu den Höhen des

[1]) Zu Riga.

Parnasses nicht zu erklimmen vermochte. „In diese Bilder wollte ich meine ganze Leidenschaft hineinmahlen und gleichsam begraben", schrieb Graß nach ihrer Vollendung in einer den Freunden in Riga gewidmeten Epistel[1]). „Sie sollten keine andere Bestimmung haben, als ein Denkmal meines Lebens und Strebens zu seyn, und ich wollte sie um so mehr mir selber zum Andenken malen, da ich noch mit allen Schwierigkeiten der mechanischen Kunst zu ringen hatte."

Karl Gotthard Graß wurde am 8. Oktober 1767 zu Serben in Livland als Sohn des dortigen Pastors Karl Johann Graß geboren. 1786 bezog er die Universität Jena zum Studium der Theologie. Eine große Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur war ihm schon als Kind eigen und eine schier unbezwingliche Sehnsucht nach dem Süden hatte er durch das Lesen von Reisebeschreibungen in sich großgezogen. Die Lust am Zeichnen und Malen war dabei früh in ihm erwacht, und er übte diese Kunst, obgleich er damit wenig Anerkennung, dagegen weit öfter Unzufriedenheit erntete, denn es galt in jenen Tagen als der Würde eines geistlichen Herrn, die er nach dem Wunsche seines Vaters doch erwerben sollte, nicht entsprechend, sich als ausübender Künstler zu betätigen.

Graß ließ sich durch solche Anschauungen zwar nicht beirren; wenn auch ohne Anleitung, setzte er im Geheimen seine Kunststudien fort. Doch seine Liebhabereien blieben nicht verborgen und daß sie ihn in seinem Universitätsstudium hindern könnten, stand zu erwarten. Wie sehr man dieses fürchtete, läßt ein Brief erkennen, den Graß von Jena aus an den Generalsuperintendenten Christian David Lenz schrieb, der ihm seiner Lieblingsneigung wegen eine kleine Rüge erteilt hatte und ihn aufforderte, seine Zeit nicht mit Allotria zu vergeuden. „Ew. Magnificence wohlgemeinter Vorwurf in Rücksicht auf meine übertriebene Neigung zur Malerey ist allerdings gerecht. Ich bin ein großer Ver-

[1]) Abgedruckt in der „Ztg. f. Lit. u. Kunst", Nr. 3, vom 20. Januar 1812, herausgegeben von Dr. Garlieb Merkel.

Ein Kritiker sagt von diesen Bildern, sie seien Produkte eines tiefen romantischen Gefühls, in denen der dichterische Gedanke vorherrscht.



Frühlingsmorgen im Tal S. Angelo di Brolo.

Gemälde von K. Graß.

ehrer dieser Kunst gewesen, und noch jetzt läugne ich nicht alles Gefühl für selbige ab. Doch nur dann hat sie mich auf einige Augenblicke von meinem Hauptgeschäfte abziehen können, wann ich durch sie mir unentbehrliche Bedürfnisse, die das geringe Vermögen meines Vaters mir nicht geben konnte, erwerben mußte, und dies wäre auch der einzige Fall, da ich gezwungen werden könnte, diese Wissenschaft, die ich jetzt fast gänzlich bei Seite gesetzt habe, wieder zu ergreifen." Wenn auch vielleicht schon leise zweifelnd, war Graß doch noch der Überzeugung, daß er in der Ausübung des theologischen Berufs allein die Aufgabe seines Lebens zu sehen habe. „Denn nicht mit Zwang", heißt es in demselben Briefe weiter, „habe ich das theologische Studium ergriffen, sondern der Wunsch, einst meinen Vater in seinem Alter zu erfreuen, der lohnende Gedanke, einst ein brauchbarer, Nutzen stiftender Mann zu werden, trieb mich dazu an".

Auf der Reise nach Jena war Graß in Berlin leicht erkrankt, war aber nach seiner Genesung nicht direkt nach Jena gegangen, sondern hatte den Umweg über Dresden genommen, was ihm von dem Herrn Generalsuperintendenten ebenfalls angekreidet worden war, der hier nicht mit Unrecht als Grund für diese Abschweifung Kunststudien in der weltberühmten Galerie witterte. Die gewundene Erklärung, die Graß in seinem Brief für den Besuch in Dresden gibt, bestätigt nur die Vermutung des alten Lenz.

Graß war weit entfernt, seiner Neigung zu entsagen. So ernst er auch seinem Studium oblag, jeder freie Augenblick wurde doch der Beschäftigung mit der Kunst und der Poesie gewidmet. Auf einsamen Streifzügen durch die Umgebung Jenas und auch weiter ins Thüringer Land hinein, suchte er seine künstlerische Veranlagung zu bilden. Aus erhaltenen Briefen an seinen Freund und Studiengenossen Paul Tiedemann, den späteren Pastor an der St. Johanniskirche in Riga[1]), erfahren wir, daß Graß im Sommer des Jahres 1789 eine größere Reise unter-

[1]) Veröffentlicht 1899 im Feuilleton des „Rigaer Tageblatts" Nr. 43—47.

nommen hatte, die ihn nach Erlangen, Pommersfelden (mit der prächtigen Gräflich Schönbornschen Galerie), Regensburg, und die Donau abwärts nach Wien und von dort nach Prag führte. „Gelehrte habe ich nirgend besucht", schreibt er, „bloß Jüngern und einigen Künstlern wurde ich zugeführt."

Im Mai 1790 verließ er Jena mit einigen Mitteln, die ihm sein Onkel Steingötter in Riga zur Verfügung gestellt hatte, um angeblich eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Nichts lag ihm ferner, als das; er wollte nach Rom. Er hatte den Zweck seiner Reise selbst den nächsten Freunden verheimlicht. Am 23. Dezember war er nach Jena zurückgekehrt und am nächsten Tage schrieb er an Tiedemann: „Ich habe ein merkwürdiges, vielleicht das glücklichste Jahr meines Lebens verlebt. Was ich mir so lang wünschte, von allen Verbindungen losgerissen zu seyn, ist mir geworden. Mit wenig Büchern und all' meinem Gelde, zog ich — auf ein halbes Jahr hat' ich Erlaubniß — zu einem Herrn von Keßler, Amtmann in Kuila, nicht bey Frankfurt, sondern nahe bey Kassel, um dort ein halbes Jahr zu conditioniren.

Eine Reise nach Cassel — Künstler und die schöne Gallerie, Frühling und Gesundheit machten die frühe Liebe zur Kunst heftiger als jemals erwachen. Der Wunsch, unter einem fremden Himmel, unter fremden Menschen zu leben, etwas zu wagen, mein Schicksal zu versuchen, glühte in mir auf. Ich entdeckte meinem Freunde, Herrn Keßler, einem braven, herrlichen Mann, meine Unruhe; ungern, aber doch entließ er mich und bot mir sogar Unterstützung an und ich trat ganz in der Stille meine Wanderung an den Ufern des Rheinstromes hinauf an mit dem — ob klugen oder thörichten — Vorsatz laß ich unentschieden, nach Rom zu gehen. Eine alte italienische Grammatik war mein Gefährte. Ich kam durch Frankfurt, Heidelberg, Straßburg, Basel, Zürich, durchs Bündner- und Glarner Land auf italienischen Boden. Mit der Sprache hatte es seine Schwierigkeiten, aber es gab sich von selbst. Was auch die Sonne heiß über mir brannte, war die Glut in meinem Herzen, bey Anblick der Natur, wie sie einzig in diesem Lande seyn kann, noch heißer, und wenn ich Abends wie eine Fliege umfiel, achtet ich's

am Morgen doch nicht. Ich könnte Dir jetzt mit wenigen Worten sagen, wie's weiter ging, sagen, was ich noch keinem sagte, und was Du auch keinem weiter sagen wirst; aber so kann ich an Dich nicht schreiben und heut' hab ich keinen Augenblick mehr übrig, da ich erst seit gestern, den 23. Dez., wieder da bin und ich noch Vieles zu schreiben und selbst Dir noch Einiges, was mir auf dem Herzen liegt, zu sagen habe. Denk Dich einstweilen in meine Lage, alles Unruhe und Ungewißheit in mir — und dunkel die Zukunft vor mir und ich allein und mir selber und meinem Schicksal überlassen!"

Die Überzeugung, daß er in der Laufbahn eines Landpfarrers nicht das Ziel seines Lebens erblicken könne, tritt jetzt immer deutlicher hervor. Im Januar 1791 schreibt er über seine Aussichten in die Zukunft und über seine Reise ausführlicher an Tiedemann: „Niemals war mir Geschwäz unausstehlicher als zu einer Zeit, wo wirklich mehr als jemals sich meine Seele zum Ernst neigt, weil ich jetzt in diesem Jahre meine Bestimmung für mein künftiges Leben wählen muß, wenn nicht Jugend mir und mit ihr der Preiß unserer Bemühung, Ruhe und Frieden im Alter, entfliehen soll. Ich habe für das theologische Studium nie großes Interesse gehabt und jetzt gar keines; es könnte mich gereuen, wenn ich einmal mich zum Landpfarrer bestimmt hätte — nur die Umstände mußten entscheiden. Also jetzt kein Wort weiter davon." — — — — — „Von meiner Wanderung hätte ich Dir noch viel zu schreiben, aber ich kann jetzt nicht dabei verweilen. Genug, ich wollte nach Rom und kam schon über Chiavenna, Mayland, Pavia bis Genua. Unterwegs bekam ich aber das Fieber, das Fremde gewöhnlich bekommen, die sogenannte, quarantana, und kehrte auf den Rat des Prof. Bertola zurück, weil man drey bis vier Jahre sich mit der Krankheit schleppen kann. Auf dem Rückweg besuchte ich die Borromaeischen Inseln, Lago maggiore, die piemontesische Küste und kehrte über den Bernardin in die Schweiz zurück, bestieg den Gotthard, Furka, Grimsel, Gemmi, besuchte das Wallisland, Chamouny in Savoyen, Genf, Lausanne, Yverdon, Neuchatel, Biel, Basel, Soloturn, das Berner-Oberland, Thun- und den Vierwaldtstädter

See und kehrt auf Zürich und von da durch Schwaben zurück. — — — — — — Blos um meiner Eltern Willen kehr ich in mein Vaterland. Ich bin es meinem alten Vater schuldig, daß er mich in seinem Alter um sich hat, und meinen Geschwistern, daß ich sehe, wie sie versorgt werden können. — — — — Neulich lernt ich auch den Geh. Rath Goethe kennen und wurde durch ihn bei der Herzogin Amalie introducirt, wo ich viele Zeichnungen sah."

Schiller schrieb über diese Zusammenkunft des jungen Studenten mit Goethe am 10. April 1791 an Körner. Der Brief ist auch durch die Schilderung, die Schiller von der Person des jungen Graß gibt, interessant. „In eben diesem Sommer werde ich Dir auch einen anderen jungen Mann schicken, der Dich als Künstler interessiren wird. Es ist ein Livländer, namens Graß, der sich einige Jahre in Jena aufhielt, um da Theologie zu studiren. Darin hat er es nun nicht weit gebracht, aber desto weiter im Zeichnen und Landschaftmalen, wozu er ganz außerordentlich viel Genie besitzt. Goethe hat ihn kennen lernen und er versicherte mir, daß er die Anlage zu einem trefflichen Maler in ihm finde. Im vorigen Sommer machte er eine Exkursion in die Schweiz, von wo er ganz begeistert zurückkam. Er wird Dir einige Schweizerlandschaften zeigen, die er aus der Erinnerung hinwarf, voll Kraft und Leben, obgleich nichts weniger als ausgeführt. Dabei hat er große Talente zur Poesie, wovon Du im nächsten Stück der Thalia eine Probe lesen wirst. (Das Gedicht „der Rheinfall"). Er ist ein herzlich attachirtes Wesen, wo es ihm wohl ist, sein Äußerliches verräth in jedem Betracht das Genie."

Mit Goethe war Graß durch den Maler und Kupferstecher Johann Heinrich Lips, einen geborenen Schweizer, bekannt geworden, der seit 1789 auf Goethes Verwendung an der Weimarer Zeichenakademie als Lehrer tätig war. Am 6. Februar 1791 hatte er ihn bei dem Dichterfürsten eingeführt und war von diesem freundlich empfangen worden. Graß durfte ihm seine Zeichnungen vorlegen, die er aufmerksam bis auf das kleinste Blatt durchsah. Besonderes Interesse bezeigte Goethe für Graß'

italienische Studien, die er sich ausbat, um sie dem Herzoge zu zeigen. Goethe zeigte dem jungen Künstler dagegen eine Anzahl Arbeiten des Landschaftsmalers Christoph Heinrich Kniep, der den Dichter auf seiner Reise nach Sizilien begleitet hatte, und vermittelte ihm die Besichtigung der Sammlungen der Herzogin Amalie. Zusammengetroffen sind die beiden Männer persönlich nicht wieder.

So unbedeutend die künstlerischen Arbeiten des jungen Studenten auch noch sein mochten, die Anerkennung, die sie bei den größten seiner Zeitgenossen fanden und die hohe Wertschätzung, die man den Fähigkeiten ihres Schöpfers zollte, machten, daß Graß das Studium der Theologie immer mehr verleidet wurde. Nur das daheim gegebene Versprechen, einst seinem alternden Vater eine Stütze auch im Amt sein zu wollen, hielt ihn davon ab, sich völlig der Kunst in die Arme zu werfen. Aber er machte nun auch seinen Eltern kein Hehl mehr aus dem Zwiespalt in seinem Leben. „Ich habe", so schrieb er in einem seiner letzten Briefe aus Jena, „in dem letzten Jahr das theologische Studium ziemlich bei Seite gesetzt, dagegen aber, was dem Lehrer noch wichtiger ist, das menschliche Herz und mich selbst studiert. Niemals habe ich eigentlich für das Leben eines Predigers den Beruf in mir gefühlt, den viele, die Theologie studirten, empfanden. — — — — Die Umstände, in denen immer ein Fingerzeig der Vorsehung liegt, sollen entscheiden, wozu ich mich bestimmen kann."

Noch deutlicher spricht er sich seinem Vetter Salomo Graß in Riga gegenüber aus in seinem Brief aus Kuila bei Kassel vom 13. Mai n. St. 1791: „Jugend und Freiheit sträuben sich dawider, Neigung und Naturbestimmung reißen mich in eine andere Laufbahn und doch muß die zufällige Bestimmung siegen, weil ich sie einmal ergriff. — — — —"

Von Kuila, wo er der Familie v. Keßler noch einen Besuch gemacht hatte, ging er nach Lübeck, machte von hier noch einen Abstecher nach Hamburg, um Klopstock kennen zu lernen, und schiffte sich dann nach Riga ein. „Wie in einen Kerker, den Kopf gesenkt und stumm hinschleichend" zog er durchs Tor in die Stadt.

Sich jetzt dem theologischen Beruf zu widmen, wie es seine Eltern wünschten, vermochte Graß sich nicht zu entschließen. Er blieb zunächst in Riga, gab Zeichenstunden, porträtierte sogar gelegentlich und suchte im übrigen im Verkehr mit gelehrten Freunden sein Leben so angenehm als möglich zu gestalten.

Eine vorzügliche Schilderung seiner Persönlichkeit und seines Charakters, sowie seiner künstlerischen Fähigkeiten ist uns erhalten in den Aufzeichnungen eines seiner Freunde, des damaligen Hauslehrers, späteren Professors der Ökonomie und der Baukunst an der Universität Dorpat, Johann Wilhelm Krause (geb. 1757 in Niederschlesien, gest. 1828 in Dorpat). Sie sind veröffentlicht 1895 im „Rigaer Tageblatt" unter dem Titel: „Aus den Aufzeichnungen eines livländischen Hofmeisters vom Ende des 18. Jahrhunderts." Krause verbrachte mit der Familie des Barons v. Mengden den Winter 1792 in Riga und war während dieser Zeit in freundschaftliche Beziehungen zu dem Konrektor Johann Christoph Brotze getreten, der durch seine verdienstvollen Arbeiten zur Erforschung der livländischen Geschichte und durch seine Bände füllenden zeichnerischen Aufnahmen von Altertümern aller Art sich in Gelehrtenkreisen eines großen Ansehens erfreute, das sich, wie hier beiläufig bemerkt sein mag, auch heute noch unvermindert erhalten hat[1]). Die gleichen Bestrebungen hatten Krause und Brotze zusammengeführt. Bei Brotze lernten Krause und Graß sich kennen. Zwei Rivalen standen sich gegenüber, die aber bald enge Freundschaft verbinden sollte. Graß war von Baron Mengden die Stellung eines Hofmeisters in seinem Hause angeboten worden, doch schwankend und unentschlossen, hatte er seine Zusage von Tag zu Tag verschoben, und der Baron, des Wartens müde, hatte schließlich Krause in seine Dienste gezogen. Darüber war Graß verstimmt.

Über seine erste Begegnung mit Graß schreibt Krause: „Eines Abends im Dezember schickte Brotze mir eine Einladung. Ich

[1]) Brotze wurde 1742 in Görlitz geboren, kam 1768 nach Riga als Lehrer am Lyceum und starb hier 1823. Seine große Sammlung von Arbeiten zur livländischen Geschichte und seine Zeichnungen bewahrt die Stadtbibliothek.



Der Konkordientempel bei Girgenti.
Gemälde von K. Graß.

fand ihn am Arbeitstische und bei ihm einen kleinen, jungen Mann mit verwilderten Haaren, schlottriger Kleidung und großen Fingernägeln. Er sprach gewählt, fein aphoristisch abgerundet, oft spitz, wie auch der Blick seiner Augen war, die unter einem Anschein von Übersehen doch spähten. Schiller war sein Ideal, Herder und Goethe passierten so nebenbei. Dies reizte mich, der ich auf beide in manchen Sachen mehr hielt, und wir gerieten in heftigen Streit. Der alte Brotze hatte sein Gaudium an der Hetze. — — — — Ich fühlte viel Reizbarkeit und noch mehr Egoisterei in allen seinen Äußerungen und demnach bemerkte ich wiederum eine Tiefe des Gefühls, verbunden mit echter Herzenskunde und Liebe zu den Menschen, zur Natur, zur bildenden Kunst, so daß mein Gemüt jenes vergaß und dieses mit Wohlbehagen aufnahm, wie die Frühlingserde den sanften Regen aufnimmt. — — — — Wir schieden mit dem unbestimmten Wunsche von beiden Seiten: wir würden uns gelegentlich mit Vergnügen wiedersehen."

Weiter erfahren wir aus Krauses Aufzeichnungen: „Graß machte dem Baron einige Tage nachher (nach dem Zusammentreffen von Krause und Graß bei Brotze) seine Aufwartung, wobei er sich als ein Mann von Bedeutung dem Baron fast gleich stellte, ungefähr wie sich ein würdevoller Pastor zu seinen bei ihm etwas in schwarzer Tinte stehenden Eingepfarrten verhält. Er zeigte eine etwas superiore Miene, sprach in apodiktischen scharfen Sentenzen, verbrämt mit einigen Welttonsfloskeln. Gegen mich war er höflich kalt, ich lächelte etwas über seinen weit schreitenden Hahnentritt. Unterdessen sagte Graß doch beim Abschiede zu mir; nun wir sehen uns wohl, ich wohne bei der Frau Lupleu, an der Pferde- und Schmiedestraße."

Die beiden sahen sich von jetzt ab auch in der Tat häufiger und wurden allmählich gegeneinander wärmer, wenn Krause auch Graß' auffällige Nachlässigkeit in Kleidung und Wohnung wiederholt tadeln muß. Krause, der selbst gern zeichnete und jede Gelegenheit benutzte, sich in dieser Kunst zu vervollkommnen, ist überrascht von der Geschicklichkeit seines neuen Freundes. Von seinem ersten Besuch bei Graß erzählt er: „Es lagen Zeich-

nungen in allen Formen und Arten auf und unter den Stühlen. Ich nahm mehrere auf und äußerte meine Freude, wie mein Befremden über die Vernachlässigung so hübscher Blätter. Viele Landschaften sprachen mich an, Graß schien sich nichts aus ihnen zu machen. Ich bat mir ein paar zum Kopiren aus; was wollen Sie mit dem Quark? sagte er und ließ sie mir halb ungern. Die freie kecke Behandlung, das besser zusammengehaltene Licht sprachen mich sehr an; beglückt eilte ich nach Hause, um sogleich einen Versuch in dieser Manier zu machen, denn bis jetzt hatte ich nur nach Kupfern, und nicht den besten, gezeichnet, je winziger, desto besser."

Erst bei einem Besuch, den Graß vor einer Reise nach Serben bei Krause machte, und als dieser ihn glücklich pries, noch eine Heimat, noch Eltern und Geschwister zu besitzen, „kriegte die bisherige kalte Verschlossenheit Spalten: es schien ein wärmeres Herz unter dem vernachlässigten Äußern zu liegen".

Im nächsten Jahre begleitete Krause den Freund nach Serben, und in seinen Aufzeichnungen liefert er uns ein äußerst liebevoll gezeichnetes Bild von dem Pfarrhause und seinen Bewohnern.

Im März 1796 war Graß zum Pastor in Sunzel gewählt worden. Inzwischen aber hatte ihn ein schwerer Schlag getroffen, der ihn völlig aus der Bahn schleuderte und seinem Leben eine andere Richtung gab. Seine Neigung zu Konstanze Piel (einer Tochter des Pastors zu Neuermühlen, Peter Wilhelm Piel) war unerwidert geblieben. Er hoffte wohl anfangs noch in der Ausübung seines Amts den schweren Herzenskummer vergessen zu können und hatte die Berufung angenommen. Doch nun schwankte er wieder, ob er das Amt antreten solle oder nicht. Krause beredete ihn, sich wenigstens an Ort und Stelle die Verhältnisse anzusehen, und begleitete ihn, als Graß sich zur Fahrt entschloß, nach Sunzel. Doch der vernachlässigte Zustand des Pastorats, „dessen schreckhaft verfallene Zäune, Dächer und Türen, dessen vernagelte und halbaufgetaute Fenster einen traurigen Anblick gewährten, das Zimmer und die Möbel, die ein Bild des Veralteten und der Armut, wie die ältliche abgehärmte Witwe des Pastors Blume ein Bild des Jammers darboten",

das alles war nur geeignet, Graß zu entmutigen. Zwar wurden ihm von den Patronen die befriedigendsten Zusagen gemacht, doch „das Bild des „wohlseligen Herrn Pastors" schreckte ihn, noch mehr aber hielt ihn die schon lieb und gewohnt gewordene Ungebundenheit des bisherigen Lebens davon zurück, sich in irgendein Amtsjoch, wie er es nannte, zu spannen; endlich war er innerlich dem geistlichen Stande und seinen Aufgaben schon sehr entfremdet; seine ganze Neigung und Talent zog ihn zur Malerei und zur Dichtung." — Er erwog hin und her und erbat sich endlich noch vor Antritt seines Amts einen Urlaub ins Ausland. Am 22. Mai trat er zu Schiff die Reise nach Lübeck an.

Seelisch und körperlich siech, vermied er es, sich seinen Freunden in Deutschland anzuvertrauen, selbst Schiller ging er aus dem Wege, bis endlich in ihm der Entschluß reifte, dem Predigeramte zu entsagen. „Die Natur, schreibt er seinem Vetter Salomo Graß in Riga, hat mir eine neue Weisung gegeben; nun ich der folge, geht alles anders. In ein paar Jahren hoffe ich so weit zu sein, daß ich mich allenfalls vor der Welt legitimiren kann." Der Künstler in ihm war frei geworden. Die Heimat hat er nicht wieder gesehen.

* * *

Von Graß künstlerischem Bildungsgang ist absolut Sicheres nicht zu berichten. Es läßt sich aber nach gelegentlichen Andeutungen in seinem Tagebuch und in einzelnen seiner Briefe annehmen, daß er sich anfangs selbständig gebildet hat und dann Johann Heinrich Lips in Weimar Einfluß auf ihn übte, wenigstens in der Art, daß er ihm Ratschläge erteilte und ihm einen Landsmann als Lehrer empfahl, nachdem er Graß Vorhaben, in die Schweiz und nach Italien zu gehen, kennen gelernt hatte. Seine glückliche Veranlagung mochte Graß anfangs wohl durch das Kopieren von Kupferstichen, das ja damals recht beliebt war, auszubilden versucht haben. Er lernte dann die Techniken verschiedener Künstler, mit denen er auf seinen Reisen zusammentraf, kennen, versuchte diese nachzuahmen und sich zu eigen zu machen; er sah Meisterwerke der Kunst in den Galerien

und auch das Lesen kunstphilosophischer und ästhetischer Schriften, die seit Winckelmann in immer größerer Anzahl zu erscheinen begannen, wird seine Wirkung auf ihn nicht verfehlt haben. Einen abgeschlossenen Kunstunterricht hat er nicht erhalten; er blieb eben Autodidakt.

Von den Künstlern, zu denen Graß in nähere Beziehungen kam, finden wir einige in seinen Aufzeichnungen genannt. Es sind, mit geringen Ausnahmen, längst vergessene Namen. Mit dem Maler Christian Georg Schütz d. J. (gen. der Vetter) traf er auf seiner ersten Reise am Rhein zusammen und begegnete ihm später wieder in der Schweiz. Schütz hat nachmals viel von sich reden gemacht, doch nicht gerade in gutem Sinne. Er gehörte einer größeren Künstlerfamilie an, war 1758 in Flörsheim geboren und begann selbständig Landschaften in Deckfarben zu malen. Graß ist von einer Darstellung des Rheinfalls in dieser Technik, die er bei Schütz sieht, entzückt und lobt namentlich die außerordentlich geschickte Wiedergabe des Wassers. Seine Rheinlandschaften wurden auch von Goethe wegen der Klarheit ihrer Lüfte und ihres Wassers gerühmt. Schütz wurde später einer der Mitbegründer und Vorsteher des Museums zu Frankfurt und machte seinen Namen in dieser Stellung dadurch bekannt, daß er ihm anvertraute Gemälde von Holbein verkaufte und eine Anzahl wertvoller Kupferstiche veruntreute. Er starb 1823 in Frankfurt a. M. — Johann Heinrich Meyer, der Goethe-Meyer genannt, geb. 1760 in Stäfa am Züricher See, † 1832 in Jena, hatte Goethe auf seiner sizilianischen Reise begleitet, war auf dessen Veranlassung 1792 als Lehrer an die Zeichenakademie in Weimar berufen worden und hat sich hier später auch als Kunstschriftsteller hervorgetan. Hier hatte Graß seine Bekanntschaft gemacht. Meyer hat später die von Graß seiner „Schweizerreise" beigegebenen Rheinfallansichten radiert. (Die „Fragmente von Wanderungen in der Schweiz" erschienen 1797 in Zürich.) — Christian Friedrich Duttenhofer, geb. 1780 in Hanau, † 1846 in Heilbronn, radierte die von Graß gezeichneten 26 sizilianischen Landschaften, die dieser den beiden 1815 bei Cotta in Stuttgart erschienenen

Bänden seiner „Sizilischen Reise" beifügte. — Mit dem Maler Johann Pfenninger, einem Landsmann Meyers, (geb. 1765 in Stäfa am Züricher See, † 1825 in Zürich), dessen in Bistre und Tusche gemalten Landschaften damals sehr beliebt waren, stand Graß auch während seines Aufenthalts in Riga noch in Verbindung. Er war gewissermaßen Pfenningers Kommissionär, indem er Bilder für ihn vertrieb, um sich dadurch die Annehmlichkeit ihres Studiums zu erkaufen. — Auch zu dem Landschaftsmaler Kaspar Rahn in Zürich, dessen Aquarelle sehr geschätzt wurden, unterhielt Graß Beziehungen. — Zu den Künstlern, mit denen er in Weimar Bekanntschaft angeknüpft hatte, gehörten außer Lips und Meyer auch der Hofmedailleur Friedrich Wilhelm Facius (1764—1843) und Konrad Westermayr (1765—1826), ein Schüler von Lips, der später als Professor in Hanau wirkte.

Einen kurzen Kunstunterricht genoß Graß während seiner ersten größeren Reise im Jahre 1791 in Zürich von dem Maler Ludwig Heß, (geb. 1760, † 1800), an den Lips ihn empfohlen hatte. Ob Heß die Persönlichkeit war, anderen die Wege zur Kunst zu weisen, mag dahingestellt sein; jedenfalls war er ein vielseitig in Anspruch genommener Mann. Er war nicht nur Maler, er war auch Zunftschreiber, Mitglied des Hohen Rats, Metzger und Leutnant der Konstabler. Durch den Dichter und Maler Salomon Geßner war er zur Malerei geführt worden und hatte sich seit 1794 in Rom und Florenz weiter ausgebildet. Seine Landschaften aus der Alpenwelt erfreuten sich großen Beifalls und die liebevolle Wiedergabe der großartigen Natur seiner Heimat in ihnen verdient entschieden höchstes Lob.

Graß hatte nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland seine Reise in die Schweiz fortgesetzt. In Zürich erneuerte er die alten Bekanntschaften; auch die mit Heß. Wir finden ihn dann in Graubünden im Hause des Freiherrn Johann Gaudenz von Salis-Seewis. Die Liebe zur Natur und zum ländlichen Leben, die aus den sehnsuchtsvollen Dichtungen dieses schweizerischen Naturdichters spricht, seine poetischen Landschaftsmalereien, berührten wiedertönend auch in der Brust unseres Graß ver-

wandte Saiten und führten die beiden Männer zusammen. Wochenlang konnte Graß bei den Sennhirten im Gebirge zubringen. Hier fühlte er sich der stillen Größe der Natur näher und pries sie in Worten und Bildern.

Doch in dieses Idyll drangen bald störend böse Geister und scheuchten ihn auf aus seinen Träumen. Die französische Revolution widerhallte auch in den Alpentälern. Aufs neue erwachte jetzt die Sehnsucht nach Rom; aber die Kriegsunruhen zwangen ihn, wenigstens für die nächste Zeit, auf diesen seinen sehnlichsten Wunsch zu verzichten.

Ausübender Künstler zu werden stand jetzt völlig bei ihm fest, aber über den dazu einzuschlagenden Weg war er sich noch nicht völlig klar. Die Entscheidung seines Lehrers und Freundes Heß wollte er anrufen. Nicht ohne Gefahren legte er den Weg über das Gebirge nach Zürich zurück, mußte hier angekommen aber zu seinem Schmerze erfahren, daß der Künstler wenige Tage vor seinem Eintreffen gestorben war (13. April 1800). Graß war tief erschüttert durch den Verlust dieses Freundes, von dessen Ausspruch er die Richtung seiner Künstlerlaufbahn abhängig zu machen gedachte.

Die Witwe des Künstlers gestattete Graß, das Atelier ihres Gatten zu benutzen, und auch dessen hinterlassene Arbeiten stellte sie ihm zum Studium zur Verfügung. Unter der Beschäftigung mit der Kunst kam ihm der Gedanke, dem Andenken des entschlafenen Künstlers durch Herausgabe einer Biographie ein Denkmal zu setzen. In einem Briefe an Krause nach Livland vom 23. Februar 1801 entwickelte er den Plan näher. Das Buch sollte in zwei Teilen erscheinen, von denen der erste Teil die Lebensgeschichte des Künstlers, der zweite Heß' Kunsterfahrungen, Kunstverfahren, Winke, Vorteile, überhaupt das, was er für das Kunststudium als das Wichtigste ansah, umfassen sollte. Auch Lips unterrichtete er von diesem Unternehmen und dieser riet ihm, den zweiten Teil seiner Arbeit Goethe zu einem Gutachten vorzulegen. Mit einem Schreiben vom 9. Mai 1801 sandte Graß das Manuskript an Goethe ab; wohl ist dasselbe in dessen Besitz gelangt, aber eine Antwort an Graß er-

folgte nicht. Dieser war darüber tief bekümmert und sprach auch seinen Freunden wiederholt seinen Verdruß aus. Das Buch über Heß ist nicht erschienen. Dagegen gab er aus dem Nachlaß von Ludwig Heß sechs radierte „Naturprospekte" heraus, die mit kurzen Erklärungen von ihm 1800 im Füßlischen Verlag in Zürich erschienen.

Von den Landschaftsstudien, die Graß nach Heßschen Arbeiten ausführte, kamen zwölf Aquarelle in livländischen Privatbesitz[1]), ebenso eine von ihm in Gouache ausgeführte Kopie des malerischen Lungernsees von Heß[2]). Eine große Sammlung von Landschaftsstudien in Sepia und Tusche hatte Graß seinem Freunde Krause hinterlassen.

Der Mißerfolg mit der Veröffentlichung seiner Arbeit über Heß mochte mit Veranlassung sein, daß Graß Zürich verließ, um in Paris seine weitere künstlerische Ausbildung zu suchen. Doch die politischen Zustände duldeten ihn nicht lange dort; schon nach wenigen Monaten kehrte er in die Schweiz zurück.

Hier blieb er nun bis zum Beginn des Winters 1803; dann ließ sich seine Sehnsucht nach Rom nicht mehr zurückdämmen. Noch in demselben Jahre zog er in die ewige Stadt ein.

Obgleich sich auch damals schon ein Kreis deutscher Künstler in Rom zusammengefunden hatte, aus dem Jakob Asmus Karstens, Bertel Thorwaldsen, Josef Anton Koch, der Landschafter und dessen Freund, der Maler, Radierer und Schriftsteller Johann Christian Reinhart hervorragen, so hören wir doch nicht, daß Graß sich diesem Kreise genähert hätte oder zu dem einen oder anderen dieser Künstler in nähere Beziehungen getreten wäre. Nur einmal in späterer Zeit hören wir von einem Besuch bei Thorwaldsen, der aber nur geschäftlichen Charakter hatte. Es handelte sich um eine Arbeit Thorwaldsens für Riga — ein Denkmal der hundertjährigen Zugehörigkeit zu Rußland — wozu Peter Heinrich von Blanckenhagen, ein Sohn des Gründers der bekannten gemeinnützigen Sozietät, gelegentlich seines Aufenthalts in Rom, die Anregung gegeben hatte.

[1]) Angeblich im Besitz der Familie v. Stackelberg.
[2]) Kam in den Besitz des Landrats v. Richter auf Waimel.

Die zwei Naturen in seiner Brust hinderten Graß, sich als Dichter wie als Maler zu voller Reife zu entwickeln; immerhin aber sehen wir ihn energisch an seiner künstlerischen Ausbildung arbeiten. Er durchstreifte die Umgebung Roms und freute sich ihres malerischen Charakters; er studiert und zeichnet und malt, doch zu einem diese Studien abschließenden Kunstwerk bringt er es nicht. Er betrieb sein künstlerisches Studium in eigner Art, in einer Art, in der der Dichter überwog. Er sieht die Landschaft als Dichter, er will ihre Einzelzüge zu einer Idealwelt sammeln, aus der ihm die schönere romantisch-idyllische Dichtung hervorgehen soll. Das sind seine eigenen Worte aus der Vorrede zu seiner sizilischen Reise. Er steht auf dem Standpunkt Goethe-Meyers. Philipp Hackert, der ruhmbedeckte Künstler, der die Welt durch seine italienischen und sizilianischen Landschaften entzückte, dessen Biographie zu schreiben selbst Goethe nicht verschmähte, er ist in Graß' Augen nur ein minderwertiger Künstler, „da er auf nichts anderes ausging, als Prospektenansichten zu verfertigen. — — —" Von den Kupferstichen nach ihnen — größtenteils Arbeiten von Hackerts jüngerem Bruder Georg — sagt er: „sie gehören zu dem bloßen Machwerk, wie Denon's[1]) ganzes großes Kupferwerk. Wahrheit, Treue, Charakter muß man darin nicht suchen." — Und darin hatte er Recht. Wer von der Landschaft mehr verlangt als ihre Abschrift, wer Stimmung in ihr sucht, wird sie in Hackerts Landschaften selten finden. Er war ein routinierter Abschreiber der Natur, und was Goethe an ihm schätzte, war eben diese getreue Wiedergabe von Stätten, die er mit eigenen Augen gesehen hatte.

Charakteristich für Graß' Art seines künstlerischen Studiums sind mehrere Landschaftsbilder, die er nach dem Lesen von Stollbergs Reise durch Sizilien im Winter 1803 schuf. Die Wärme und Anschaulichkeit, womit Stollberg einzelne sizilianische Landschaften schildert, hatten Graß dermaßen begeistert, daß er beschloß, die aus diesen Schilderungen gewonnenen Eindrücke

[1]) Dominique Vivant Baron Denon (1747—1825), französischer Künstler und Kunstkenner, wurde von Bonaparte, den er nach Italien und Ägypten begleitet hatte, zum Generalinspektor der Museen ernannt.

zeichnerisch wiederzugeben. Er zählte diese Studien selbst noch, als er Sizilien aus eigner Anschauung kennen gelernt hatte, zu seinen besten Arbeiten, so daß er eine davon seinem Freunde Schiller als Geschenk übersandte.

Das Lesen der Stollbergschen Schilderungen hatte seiner Sehnsucht nach Sizilien, die seit seiner Kindheit in ihm lebte, neue Nahrung gegeben, und sie schien endlich gestillt werden zu sollen, denn noch in demselben Winter wurde ihm der Vorschlag gemacht, einige Nordländer auf einer Fahrt nach Griechenland und Sizilien zu begleiten. Allein die herrschenden Kriegszustände machten das schöne Projekt unausführbar. Im folgenden Jahre aber kam der lange gehegte Plan doch zur Reife auf Anregung des Dichters Philipp Joseph v. Rehfuß (1779—1843) aus Tübingen, den Graß in Rom kennen gelernt hatte. Mit ihm und in Gesellschaft des berühmten Berliner Baumeisters Karl Friedrich Schinkel und des Berliner Architekten Steinmeyer brach er im Frühling von Neapel auf.

Den Verlauf dieser Studienreise faßte er später in einer ausführlichen Beschreibung zusammen, die, neben der Erinnerung an jene Tage, die er gern die schönsten seines Lebens nannte, besonders reisenden Künstlern zu einem Leitfaden dienen sollte. Sie erschien 1815 in zwei Bänden in Oktav unter dem Titel: Sizilische Reise oder Auszüge aus dem Tagebuch eines Landschaftsmalers, und wurde mit 26 Radierungen nach seinen Zeichnungen versehen. In ihr hat er auch sein künstlerisches Glaubensbekenntnis niedergelegt.

Die Reise nach Sizilien bildete in gewissem Sinne den Abschluß seiner künstlerischen Studien. Er hatte zunächst mit seinen Reisegefährten die schönsten Gegenden, namentlich die Küstenorte, der Insel besucht, und nicht gering mag der Einfluß gewesen sein, den die vornehme, künstlerisch fein gestimmte Persönlichkeit Schinkels auf ihn ausgeübt hat. Schinkel hat 188 Blatt Zeichnungen, teils in Blei, teils mit der Feder gezeichnet, von seiner sizilianischen Reise heimgebracht, die sich z. B. im Beuth-Schinkelmuseum in Berlin befinden. Sie erregten in Rom den Beifall der künstlerischen Kreise, und namentlich der Landschaftsmaler

Jos. Anton Koch wurde nicht müde, Künstler auf sie aufmerksam zu machen. Es geht dieses aus einem Briefe hervor, den Schinkel an Graß richtete. (Abgedr. in „Schinkels Nachlaß", herausgegeben von A. von Wolzogen). In Palermo angekommen, trennte sich Graß von den nach Neapel zurückkehrenden Reisegefährten, um noch einmal die Insel allein zu durchstreifen und sich ihrer Schönheiten, von niemanden gestört, zu erfreuen. Seiner romantisch angehauchten Natur entsprach es, von Ort zu Ort zu ziehen und selbst die öfteren Gefahren, denen er sich auf seiner Kunstwallfahrt ausgesetzt sah, wurden ihm nur zu einem weiteren Ansporn, den landschaftlichen Schönheiten der Insel nachzugehen. Ein originelles Künstlerleben führte er einen Monat lang in dem alten zerfallenen Castello di Brolo, in dessen einzigem noch leidlich bewohnbarem Gemach er sein Atelier aufschlug, unbekümmert um die Mäuse und Eidechsen, die das Gemach mit ihm teilten und unbekümmert um den eindringenden Regen. Hier schwärmte er im Anblick der großartigen Natur, die ihn umgab. Von hier konnte sein Blick hinüberschweifen zu dem hochgelegenen Städtchen Peraino, hinüber nach Capo Caravo und den liparischen Inseln. „Brod, Wein und Früchte waren sein Mittagsmahl; abends pflegte er nicht zu essen; der Fußboden war seine Lagerstätte. Die tiefe Einsamkeit, das Rauschen des Meeres, das Wehen des Windes gaben dem Aufenthalte etwas Schauerliches; aber eben dieses harmonierte mit seinem Kunstleben. — — — Den größten Teil des Tages hatte er seinen Kunstarbeiten, die Mittagsstunden und den Abend der Erholung bestimmt. Niemand, sein Führer Barto ausgenommen, besuchte ihn in dieser Einsiedelei. Von hier aus machte er täglich, oft schon vor Sonnenaufgang, kleine Kunstexkursionen nach dem schönen Tale S. Angelo und in die umliegende Gegend, wo, ungeachtet der angesehensten Empfehlungen, das Mißtrauen der Einwohner, als ob seine Arbeiten verdächtige Zwecke hätten, ihm manche Unannehmlichkeiten verursachte." — Am 16. Juli 1805 kehrte er nach Neapel zurück.

Endlich nach Rom heimgekehrt, drängte es ihn, aus seiner Studienfahrt durch Sizilien ein künstlerisches Fazit zu ziehen, und so entstanden die vier großen, eingangs dieses Artikels er-



Der Wasserfall von Carracci bei Aderno am Aetna.

Gemälde von K. Graß.

wähnten sizilischen Landschaften. In der von Dr. Garlieb Merkel herausgegebenen Zeitung für Literatur und Kunst vom 20. Januar 1812 berichtet Graß über die Entstehung dieser Bilder. Er schreibt: „Als ich aus Sizilien zurück kam, wo ich das schönste Jahr meines Lebens verlebt hatte, fühlte ich in mir jene, zwischen Erinnerung und Sehnsucht getheilte Gluth, welche alle selteneren Sinnen- und Geistesgenüsse zu begleiten pflegt. Noch hatte ich keinen Gedanken daran, etwas über meine Sicilische Künstlerwallfahrt niederzuschreiben. Es war mir als ob ich noch dort wäre, weil alles noch lebendig in mir vorhanden war. Ich hörte noch die Stimme der Menschen, die ich gekannt, und alle Gesanges-Weisen, die sich mir eingedrückt hatten: unverloren schwebten mir alle jene himmlischen Momente vor, die ich mir im Anschaun jenes Himmels und von jenem Himmel magisch überstrahlten Bodens geweihet hatte."

„In den Augenblicken der begeisternden Erinnerung in der Stille hoher abgeschiedener Einsamkeit, zu der mich inneres Bedürfnis trieb, weil ich mit keinem Nahen theilen konnte, was meine ganze Seele erfüllte — faßte ich den Gedanken vier Gemälde von Sicilien zu verfertigen, die eine lange Arbeit erforderten. In diese Bilder wollte ich meine ganze Leidenschaft hineinmahlen und gleichsam begraben. Sie sollten keine andere Bestimmung haben, als ein Denkmal meines Lebens und Strebens zu seyn, und ich wollte sie um so mehr mir selber zum Andenken mahlen, da ich noch mit allen Schwierigkeiten der mechanischen Kunst zu ringen hatte. Dies letztere war mir aber in gewisser Hinsicht sogar lieb. Ich wollte nehmlich bei diesen Bildern von keiner Mechanik eines Andern wissen, denn sie sollten, wie es immer ginge, meine Empfindungen darstellen, ohne Rücksicht auf die Empfindungs- und Darstellungsweise Anderer. Deswegen ließ ich mir auch von Andern so wenig als möglich einreden oder rathen, wo ich Anschauungen in mir trug, die auf eigenem Wege sich ans Licht ringen konnten. — So wurden nach und nach in dem Lauf von vier Jahren, die vier Gemählde."

Es möge hier eine kurze Beschreibung der vier Bilder folgen,

die zum größten Teil einer Beschreibung des Künstlers selbst entlehnt ist: Das erste Bild schildert einen Frühlingsmorgen im Tal S. Angelo di Brolo, der mit jener dem sizilianischen Himmel so eigentümliche Fülle von Glut und Klarheit über hohe Bergrücken hereinbricht. Eine Gruppe von Olivenbäumen, daneben eine einzelne Palme, als die Palme von S. Angelo bekannt, auf felsigem Hügel im Vordergrunde. Noch ruhen zum Teil die Bergjoche der linken Talseite unter ihrem zarten Schattenflor, die Berge der anderen Talseite sind von der Sonne beleuchtet. Der Angelobach schlängelt sich in den Vordergrund. Ländliche Hütten und ein Kloster beleben die Hügel der Talseite. Die Staffage bilden sizilianische Landleute. „Die Poesie des Ganzen liegt in der Idee des beglückenden Morgenfriedens in einem durch keine Kunst entstellten Frühlingstal eines südlichen Landes."

Das zweite Bild sollte das „charakteristische Eigentümliche, das sich mit dem Namen Sizilien verbindet", veranschaulichen und Graß wählte eine Darstellung des Konkordientempels bei Girgenti, als eines der am besten erhaltenen Denkmäler des Altertums, ohne den Tempel jedoch zum Hauptgegenstand des Bildes zu machen. Die Hauptsache ist auch hier die Landschaft. Links im Vordergrunde eine Gruppe von Zitronenbäumen, neben ihnen, von Gesträuch überwuchert ein Grabmal, das dem des Teron nachgebildet ist. „Im Duft einer glänzenden Tagesbeleuchtung" weichen die entfernten Gebirgsformen des Hintergrunds zurück. Durch die tiefliegende Ebene schlängelt sich ein Flüßchen der Meeresbucht zu. Im Mittelgrunde schiebt sich links ein Felsvorsprung vor, auf dem neben einem Hain der Tempel steht. Ein die Syrinx blasender Pan neben einer Ziegenherde dient zur Staffage.

Das dritte Bild stellt den Wasserfall von Carracci unter dem Aetna dar. „Meiner angegebenen Idee getreu wollte ich nach Darstellungen des Lieblichen und Reizenden, das die Insel meinem Auge bot, auch eine Darstellung des Imponierendsten und Schrecklichen versuchen, das sich so häufig in den Regionen des Aetna findet," schreibt Graß von diesem Bilde. Er schätzte es als eines seiner gelungensten.

Das vierte Bild bietet uns ein Idyll aus Theokrit mit einer Küstenansicht von Taormina. Zweimal war Graß dem Theokrit zulieb nach Syrakus gewandert und hatte dabei seinen Weg über den Hybla genommen, „um Bilder aus der noch vorhandenen Wirklichkeit zu seinen Dichtungen zu suchen." Auf dem Hybla entwarf Graß die Idee zu diesem Bilde. Es soll in einer reichen Baumlandschaft das Zwiegespräch zwischen Dasius und einem Mädchen darstellen, die als Hauptfiguren in den Vordergrund gestellt sind. Der stürmisch Liebe begehrende Hirt wird von seiner Angebeteten etwas kühl abgelehnt. Von diesem Bilde sagt Graß, es habe ihm die geringste Mühe gekostet und dennoch sei es von vielen als das am besten gemalte bezeichnet worden.

Im strengsten Gegensatz zu den Landschaften Hackerts geben diese Bilder die Natur Siziliens wieder. Es sind einzelne Naturausschnitte, die mit poetischem Sinn zu einem Gesamtbild vereinigt sind. „Naturdichtungen" nennt sie Graß selbst. Das sind sie, komponiert im Sinne der Landschaften eines Claude Lorrain.

Von dem ersten Bilde sagte Graß: „Und das alles war so. Nur weniges änderte ich der Komposition zu lieb ab." Von dem zweiten sagt er u. a.: „Dem Andenken des romantisch-poetischen Sizilien mahlte ich dieses poetische Bild, das den ungetheiltesten Beifall gefunden hat. — In der Geschichte meines Lebens bleibt es in so fern das merkwürdigste, weil ich es in einem Jahre mahlte, als ein langwieriges Fieber mir fast jede andere Freude entrissen hatte. Nur dann vergaß ich alles, wenn ich wieder weiter mahlen konnte, und öfters geschah es, daß ich nicht eher von der Arbeit abließ, als bis der überhandnehmende Frost Palette und Pinsel auf den Boden warf." — — — — Am meisten nähert sich der Wirklichkeit das Bild des Wasserfalls von Carracci.

In den Jahren 1808 und 1809 kamen die Bilder nach den Bezeichnungen auf ihnen zur Vollendung. Graß stellte sie 1809 auf einer Kunstausstellung auf dem Kapitol aus und sie erregten hier eine allgemeine Aufmerksamkeit. Der französische Minister Degerando trat mit Graß in Unterhandlungen über ihre Erwerbung für den König Joachim Murat. Doch Graß lehnte

ab, trotz des ihm gebotenen hohen Preises, verkaufte sie aber für eine weit geringere Summe seinem Landsmanne, dem Rigaschen Handelsherrn Georg Wilhelm v. Schroeder. Durch den Übergang der Bilder in baltischen Besitz war ein Herzenswunsch des Künstlers erfüllt. „Für mich selbst", sagte er in einer Beschreibung der Bilder, „haben diese Gemählde keinen anderen Werth, als daß Liebe und Leidenschaft sie zu Stande brachte, und daß ich von Anfang an, als mir das Erste gelungen war, die Idee hatte, sie meinem Vaterlande zu bewahren". — Und an seinen Freund G. Tielemann (s. Z. Stadtbibliothekar in Riga) schrieb er in bezug auf sie: „Durch diese Bilder hoffte ich meinen Landsleuten Anschauungen zu dem todten Buchstaben vor die Seele zu führen, und irgend wer hätte die Liebe empfunden, die mich zu dem Allen trieb, und in der ich meinen schönsten Lohn fand." — —

Nach dem Tode Schroeders überwiesen dessen Geschwister die Bilder dem Himselschen Museum, aus dem unser heutiges Kunstmuseum hervorgegangen ist. Der an den damaligen Direktor des Museums Oberpastor Dr. Liborius v. Bergmann gerichtete diesbezügliche Brief lautet:

Hochwohlehrwürdiger
Hochzuverehrender Herr Oberpastor.

Zu dem Nachlaß meines Bruders des weiland hiesigen Kaufmanns George Wilhelm von Schröder gehören vier seltene Landschaftsstücke des Mahlers Herr Graß aus Liefland, welche mein Bruder bey seinem Aufenthalte in Rom gekauft hat, um sie als das Kunstproduct eines Landsmannes, dem Vaterlande zu erhalten. Ich und meine Geschwister glauben von diesen uns zugefallenen Gemählden keinen besseren Gebrauch machen zu können, als wenn wir sie dem Himselschen Museum verehren, damit sie vom Publicum benutzt werden können, und nicht in Vergessenheit kommen, sondern zu immerwährende Zeiten als Denkmal Vaterländischen Fleißes aufbewahrt werden.

In dieser Hinsicht habe ich die Ehre Ew. Hochwohlehrwürden als Direktor des Himselschen Museums die vier Gemählde hierbey zu übersenden und verharre mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Dero
ganz ergebenster Diener
Theodor Heinr. v. Schröder.

Riga, den 17. Juny 1816.



Ein Idyll aus Theokrit mit einer Küstenansicht von Taormina.
Gemälde von A. Graß.

Außer diesen Ölgemälden kamen zwei kleinere Landschaften in den Besitz des Herrn v. Blanckenhagen zu Lemburg, und seinen ersten Versuch in Öl verehrte Graß seinem Freunde Krause. Für seinen Verleger Cotta in Tübingen malte er 1811 zwei Ansichten vom Ätna; für seinen Reisegefährten v. Rehfuß eine Ansicht vom Theater zu Taormina[1]). Italienische Landschaft (im Rigaschen Besitz); — Aus der Villa des Mäcenas (Rigasches Museum); — Schweizer Landschaft (A. Koch in Dorpat); — Sizilianische Landschaft (Auer in Ulm). Die Farbenskizze dazu im Besitz des Herrn v. Blanckenhagen auf Drobbusch in Livland. — Porträt, gemalt von Richter aus Zittau. 1790.

Neben seiner künstlerischen Tätigkeit hielt seine literärische gleichen Schritt. Auf diese einzugehen, ist jedoch hier nicht der Ort. Graß hatte mit seiner Reise nach Sizilien und ihrer Beschreibung, sowie mit der Fertigstellung der vier Gemälde das Ziel erreicht, das er sich gestellt haben mochte. Über dieses ist er nicht mehr hinausgekommen, wenn er auch nach wie vor fleißig arbeitete und nicht müde wurde, seine Mappen mit liebevoll durchgeführten Studien zu füllen.

Von seinem Umgange in Rom, namentlich mit Künstlern, über den Austausch von Gedanken über Kunst mit ihnen, hören wir fast nichts. Auch sonst verkehrte er nur selten in dortigen Familienkreisen, ausgenommen im Humboldtschen Hause, in dem er ein gern gesehener Gast war und auch als Lehrer aus- und einging. Obgleich gegen Fremde zurückhaltend, war er doch mitteilsam und freigiebig, wo er um Hilfe angegangen wurde. So teilte er noch 1813 mit einem jungen politisch verfolgten Schweizer monatelang das Seine, obgleich er selbst durch Krankheit seiner Frau — er hatte sich am 31. Dezember 1812 mit der Witwe Maria Antonia Grassi, einer Römerin, vermählt — und durch den Verlust eines Teiles seiner Ersparnisse, die er einem Freunde in Neapel anvertraut hatte, auch infolge Mangels an Beschäftigung während der Kriegszeit in großer Sorge lebte.

---

[1]) Siehe das Verzeichnis der Gemälde in: W. Neumann, Lexikon baltischer Künstler 1908. S. 53—54.

So groß seine Freude an der südlichen Natur war, daß er sie als die einzige ansah, die künstlerisch wiederzugeben von Wert sei, („von Kunst, als Kunst, kann für den Norden wohl kaum je die Rede sein", schrieb er im Juli 1811 an G. Tielemann), so treu hielt er doch an der Heimat, und der Gedanke, einmal nach Livland zurückzukehren, hat ihn nie verlassen. In einem Briefe vom 9. März 1806 an seinen Freund, den späteren Generalsuperintendenten Karl Sonntag in Riga, schrieb er: „Immer gleich wird sich meine Liebe zu meinen Freunden und meine Dankbarkeit gegen die gute Stadt bleiben, in der Sie jetzt wirken. Bestimmt ist es mein Wille, so sehr ich auch an das mildere Klima gewöhnt bin, dahin zurückzukehren." — Und in einem Brief an den Bürgermeister J. F. v. Wilpert vom Februar 1809 schreibt er: „Schröders Gegenwart ist mir sehr werth, (gemeint ist der Käufer der sizilianischen Landschaften G. W. v. Schröder). Ich kann mit ihm von alten Zeiten reden — — — — — und ich bin mit dem Gedanken einer Rückkehr nach Riga immer vertrauter."

Im Jahre 1814 machte er ernstliche Anstalten zu einer Rückkehr in die Heimat, doch verzögerten die Kriegsunruhen die Abreise von Tag zu Tage. Da warf ihn plötzlich ein Nervenfieber darnieder, dem er am 10. (22.) Juli erlag. „Ich that meiner innersten Natur und Anlage Genüge. Dieses Bewußtsein wird mein Lorbeer sein und meinen Grabhügel schmücken", hatte er einst einem Freunde geschrieben.

---

15. Karl Graß, Dichter und Maler.

Von Alexander Kaufmann.

(Archiv für Literaturgeschichte 1876. V. 11—116.)

Gustav Haller erwähnt in seiner Abhandlung über Balthasar Anton Dunker (Archiv Bd. III. S. 476 ff.) den livländischen Landschaftsmaler Karl Gotthard Graß, dem mehrere Literarhistoriker das von Dunker herrührende Gedicht: „Mein Herr Maler wollt' er wohl usw." ganz oder teilweise zugeschrieben haben a. a. O. 479. 480.

Dieser Karl Graß nimmt weder in der Kunst, noch in der Literatur eine hervorragende Stelle ein (über seine Schriften vgl. v. Recke und Napiersky, allgem. Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Estland und Kurland. Bd. 2. Mitau, 1829. S. 88—90.); nur selten treffen wir auf dem einen oder dem andern Gebiete seinen Namen an und auch von seinen äußeren Schicksalen ist weniges in die Öffentlichkeit gedrungen: dennoch ist er kein unbedeutender Dichter und Maler gewesen. Er besaß ein nicht geringes Talent für Poesie und Kunst, aber dasselbe ist nach keiner Richtung hin zu wahrhaft gedeihlicher Entwicklung und voller Reife gelangt. Wie dies gekommen, begreift man, wenn man über die mehrfach verworrenen und wenig vom Glück begünstigten Lebensumstände des dichtenden Malers einige Details kennen lernt. Wir verdanken dieselben der als Manuskript hinterlassenen Autobiographie des bekannten Schriftstellers Philipp Joseph von Rehfues[1]) und dürfen uns wohl erlauben, zur Mitteilung der bezüglichen Stelle einige Blätter des Archivs in Anspruch zu nehmen.

Rehfues hatte sich, nachdem er in Tübingen seine humanistischen Studien beendet, für einige Jahre (Juli 1801 bis September 1805) nach Italien begeben. In Rom machte er Bekanntschaft mit Karl Graß, schloß sich mit inniger Freundschaft an den zwölf Jahre älteren Künstler an und, als er im Sommer 1804 mit Schinkel einen Ausflug nach Sizilien[2]) machte, nahm er auf seine Kosten den Freund mit. Die Schilderung dieses

[1]) Vgl. meine „Bilder aus dem Tübinger Leben zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Aus dem literarischen Nachlaß Phil. Josephs von Rehfues", in Müllers Zeitschrift f. deutsche Kulturgeschichte. Bd. III, S. 99 ff.

[2]) Vgl. Carl Graß, Sizilische Reise, oder Auszüge aus dem Tagebuch eines Landschaftsmalers. 2 Teile. Stuttgart und Tübingen, 1815. 8. Mit Kupfern. — T. 1, S. 31 und 32 nennt G. als seine Reisegefährten außer Rehfues „zwey Berlinische Architekten, Herrn Schinkel und Herrn Steinmeier". Schinkels Tagebuch seiner sizilianischen Reise von 1804 ist veröffentlicht in A. Frhr. von Wolzogens „Aus Schinkels Nachlaß". Band I. Berlin, 1862. S. 105 ff. Einen Brief von Graß über das Agathafest enthält Rehfues' „Neuester Zustand der Insel Sizilien": eine Schilderung des Rosalienfestes des letzteren Italienische Miszellen Bd. 2. S. 1—20.

äußerst lohnenden und anmutigen Ausfluges in der erwähnten Autobiographie enthält u. a. auch eine Charakteristik von Karl Graß, welche, abgesehen von ihrem sachlichen Inhalt, auch als Reliquie von Rehfues Interesse erwecken dürfte. Sie lautet wie folgt:

„Ein geborener Livländer hatte Graß auf deutschen Universitäten Theologie studiert und war in sein Vaterland zurückgekehrt, um eine Pfarre zu suchen. Er fand solche auch bei einem Landedelmanne und verband sich mit einem Mädchen, welches in dessen Hause in einem untergeordneten Verhältnisse stand. Er war zum Pfarrer ernannt und die Hochzeit ganz nahe, als er die Entdeckung machte, daß seine Zukünftige mit dem Patronatsherrn in einem näheren Verhältnis stand, als ihm lieb sein konnte. Er riß sich los, nahm seine wenigen Mittel zusammen und beschloß, sein Talent für die Landschaftsmalerei auszubilden und sich dadurch einen neuen Lebenslauf zu bilden. Ich weiß nicht, ob es Plan von ihm oder Zufall war, daß er nach Zürich kam, sich daselbst an Heß anschloß und dessen Rat und Leitung benützte. Wie er durch die Salis erst nach Chur und später nach Italien gekommen ist, entsinne ich mich nicht mehr. Ich hatte ihn in Rom kennen gelernt und wegen seines gemütlichen Wesens und seiner unter Künstlern seltenen allgemeinen Bildung lieb gewonnen. Auf der Reise durch Sizilien ist er uns durch seine Gabe der Sparsamkeit und klugen Einrichtung sehr nützlich geworden. Da wir uns der Gastfreundschaft dieses Landes nicht entziehen und sie oft wirklich nicht entbehren konnten, so bestand unsere Hauptausgabe an manchen Orten in den Trinkgeldern, die wir der Dienerschaft in den Häusern geben mußte, die uns so gastlich aufgenomen. Bei dem Bedientenluxus des Feudaladels war es hier nicht leicht, ohne ansehnliche Geschenke wegzukommen; dieses Kunststück brachte aber Graß für uns fertig. Er ließ sich gewöhnlich mit den Bedienten in ein Gespräch ein, tat mit ihnen wie mit seinesgleichen und erzählte ihnen, daß wir arme Künstler wären, die um etwas zu lernen in ihr Land gekommen und seine Schönheiten durch Kunst und Rede in der ganzen Welt bekannt zu machen beabsichtigten. Vielleicht porträtierte er auch hie und da einen von

ihnen, wie Albrecht Dürer auf seiner niederländischen Reise tat, um die Trinkgelder zu ersparen. Da er in seiner Kleidung so armselig als möglich, wenn auch immer reinlich, eingerichtet war, so wurde er wahrscheinlich für unsern Bedienten oder Farbenreiber gehalten, und die Bedienten mochten dann froh sein, wenn er ihnen für uns alle zusammen einen oder zwei Dukati gab. Wenigstens schieden sie überall von uns mit den freundlichsten Wünschen."

„Es war unmöglich, seine Zeit besser zu benützen, als Graß that. Wir reisten auf Maulthieren und Pferden, welche wir mit ihrem Führer, der in Sicilien Campiere heißt, in Messina für die ganze Reise bis Palermo gemiethet hatten, und kamen, wenn wir uns auf der Landstraße befanden, meist den ganzen Tag nicht aus dem Sattel, außer um Mittag, wo wir unter einem Baum, zuweilen auch nur unter unseren großen Sonnenschirmen Rast machten. Graß, der nur in der Kunst lebte, hielt oft an, um vom Sattel aus die Hauptlinien der Ansichten zu zeichnen, die vor ihm lagen. Seinem Maulthier waren diese Pausen bald lästig. Erst versuchte es gegen seinen Willen vorwärts zu gehen und als es Widerstand fand, ließ es sich plötzlich auf die Erde fallen. Als es das erste Mal geschah, stürzte Graß herunter, ohne sich jedoch im geringsten weh zu thun; bald war er jedoch so an die Laune der Bestie gewöhnt, daß er, während sie sich niederließ, mit ausgespreizten Beinen stehen blieb, seine Zeichnung machte und, wenn er fertig war, sich mit dem Thier wieder erhob[1]). So hatten Beide sich schnell auf das Beste miteinander zu finden gewußt."

„Wenn wir Abends in das Nachtquartier kamen, waren wir Uebrigen meist so ermüdet, daß uns die sicilianische Gastfreundschaft, welche dem Gast vor lauter Wohlwollen keine Ruhe läßt, als die größte Last erschien. Graß fand jedoch immer noch

---

[1]) Vgl. Graß in seiner „Sizilischen Distichen-Reise" (Sizilische Reise Th. 1. S. 228). Mein Maulthier:

Dir, mein Maulthier gebühret der Preis vor den Thieren der Reise,
Über Steilen dahin schrittst du durch Rohrig und Moor.
Nur in lockerem Sand ergriff dich die Neigung zum Wälzen:
Helden nur, Schwächlingen nicht, bringet das Leichte Gefahr.

Zeit, die Zeichnungen, die er unterwegs in seinem Skizzenbuch nur mit wenigen Strichen angedeutet hatte, soweit auszuführen, daß sie ihm für seine Zwecke brauchbar waren. Aber damit nicht genug; häufig schrieb er auch noch an einer der vielen poetischen Episteln, mit denen er seine entfernten Freunde zu erfreuen pflegte. Er hatte wirklich viel Anlage zur Dichtkunst; aber sie war wenig ausgebildet, und er nahm es mit Sprache und rhythmischer Technik etwas zu leicht. Ich besitze noch einige dieser Gedichte und viele andere müssen in der Welt herum zerstreut sein. Sie verdienten gesammelt zu werden, weil sie voll der herrlichsten Züge aus der Tiefe von merkwürdigen Situationen und Stimmungen sind und sich immer an einen bedeutenden Ort des classischen Bodens anknüpfen."[1])

„Graß hat sich erst nach seinem mehrjährigen Aufenthalt in Sizilien der Oelmalerei ergeben. Ich weiß nicht, ob es ihm mit allem Fleiße gelungen ist; wenigstens möchte ich bezweifeln, daß er, was die Farben betrifft, über Philipp Hackert weggekommen sei. Eigene landschaftliche Compositionen habe ich nie von ihm gesehen, aber den Charakter malerischer Gegenden faßte er mit dem größten Glück und oft auf eine eigenthümliche Weise auf, und in der Beleuchtung verstand er es, der Natur die schönsten Augenblicke abzulauschen. Ich besitze ein Gemälde von ihm, welches die Ansicht von den höchsten Sitzbänken des Theaters von Taormina, dem alten Tauromium, über das Proszenium weg nach dem Aetna darstellt und mir ein überaus werthes Andenken des lieben Freundes ist. Er hielt es selbst für eine seiner gelungensten Arbeiten und schrieb mir, daß es ihm in Rom Ehre gemacht habe. König Murat kaufte in der Kunstausstellung, welche man daselbst für ihn veranstaltet hatte, mehrere seiner sicilianischen Bilder; die übrigen Arbeiten von ihm müssen sich größtentheils in Riga befinden, woher ihm häufig Bestellungen kamen. Nicht gewitzigt durch seine erste Verbindung gieng er, nachdem ich Italien verlassen hatte, eine

[1]) In den von Rehfues herausgegebenen Ital. Mißzellen Bd. II. St. 2. S. 104 ff. Bd. III. St. 1. S. 55 finden sich Gedichte von Graß aus Sicilien.

neue in Rom ein, die auch nicht zu seinem Glücke ausgeschlagen sein soll. Ein früher Tod brach sein tüchtiges Streben in der Kunst ab und entriß ihn einem Leben, das ihm viel schuldig geblieben war. Im Paroxysm eines hitzigen Fiebers raffte er sich vom Lager auf und stürzte die Treppe hinunter. Möge seine Asche sanft ruhen!"

Nach dem Vorausgegangenen wird man die Strophen, welche Rehfues in seinem 1815 erschienenen, aber weit früher entstandenen Gedichte „Großgriechenland" dem Freunde gesungen hat, leicht verstehen:

Da liegen sie, die einst so Stolzen alle!
Was ist von Taurominium noch da?
Was blieb, o Karl, von jenem schweren Falle,
Als was mein Aug' mit deinem trauernd sah?
Wie konntest du den Pinsel kräftig leiten,
Wo Alles dich an die Zerstörung mahnt?
Hast du's auf diesen Trümmern nicht geahnt?
Kein Kunstgebild entgeht dem Sturm der Zeiten usw. usw.

So viel über Karl Graß aus der Feder seines Freundes Rehfues. Möge noch einiges Biographisches aus gedruckter Quelle folgen.

Gustav Haller erfreute mich vor einiger Zeit durch Zusendung des folgenden Büchleins:

„Fragmente von Wanderungen in der Schweiz, von Carl Graß. Nebst drey Kupfern vom Rheinfall nach sorgfältig genauen Handzeichnungen. Zürich, in Commission von Heinrich Geßner, 1797." 166 S.

Diesem Büchlein entnehmen wir, daß sich Graß bereits 1790[1]) in der Schweiz befand und zu Ende August dieses Jahres von Chur aus eine Wanderung nach dem Montblanc unternommen hat; im Jahre 1796 machte er in Gesellschaft von Heß, Meyer und (Konrad) Geßner einen Ausflug nach Glarus und dem Clönthal; im April 1797 endlich finden wir ihn beschäftigt, Ansichten des Rheinfalls bei außergewöhnlich niedrigem Wasserstande aufzunehmen. Eine etwas zu schwung-

[1]) Als Studiosus in Jena.

volle Ode an den Rheinfall, a. a. O. S. 5—7, war das dichterische Ergebnis dieses letzteren Ausflugs (schon 1790).

Aus dem Werkchen spricht eine tiefe Begeisterung für Kunst, Natur und Freundschaft, häufig in der schwärmerischen Ausdrucksweise der Rousseauschen Periode: „Die große, reiche, herrliche Natur," heißt es S. 24, „war das Thema meiner Seele, das ich bey jedem Schritt von neuem wieder aufnahm und woran ich mich nicht satt empfinden noch überdrüssig denken konnte." Er ermüdet jedoch den Leser nicht durch fortwährende Mitteilung aller dieser Empfindungen und Gedanken; mit einem offenen Auge für die Wirklichkeit begabt, schaut er nicht bloß in sich, sondern auch um sich, hält sich in seinen Schilderungen meistens am Realen, beobachtet das Volk, nach den verschiedensten Seiten hin, wirft manchen Blick auf die politischen, administrativen und sozialen Zustände der damaligen Schweiz, interessiert sich für Geognostisches und zeigt sich überhaupt als vielseitig gebildeten, aufgeweckten Mann, mit welchem sich heiter und genußreich wandern ließ, also dem Bilde entsprechend, welches Rehfues von ihm entworfen hat.



Wappen von K. Graß.

16. Stammtafel

Peter Graß, 1681, † 24. April 1760, Frau Susanna Hellenius, Tochter eines Pastors zu Wernjahn in Schweden, geb. 4. April 1687, † 25. März 1772.

Karl Johann, * 17. März 1719 oder 20, † 28. November 1796, Pastor in Serben und Frau Maria Magdalena Steingötter, * 14. Oktober 1742, † 28. Mai 1823.

1. Karl Gotthard,
* 8. Oktober 1767, † Rom, 22. Juli 1814
Frau Maria Antonia Grassi
Gustav und Frau Johanna Amalie

2. Charlotte Marie,
* 25. Februar 1775,
† 31. Oktober 1866,
verheiratet mit
Karl Salomo Graß (Kaufmann)
* 5. November 1761, † 6. Juli 1818

3. Christian Wilhelm,
* 26. Mai 1777,
† 18. März 1809

4. Dorothea,
* 26. Juli 1779,
† 7. Februar 1870

5. Gottlieb,
* 23. September 1782,
† 26. Juli 1843

Julie,
* 17. März 1797,
† 9. Februar 1832,
verheiratet mit
Baron Gustav Rosenberg
1792—1847

Wilhelm Adolf (Kaufmann)
* 16. November 1801,
† 16. September 1872,
1. Frau Marie Suckau 1810—34,
2. Frau Charlotte Schulz,
* 22. Februar 1807, † 12. Dezember 1884

Carl (Jurist)
* 7. Februar 1804,
† 23. September 1879,
1. Frau Appolonia v. Nolde
1802—46,
2. Frau Carolina Lindwart

Theodor (Professor)
* 25. Mai 1806,
† 5. April 1872,
verheiratet mit
Maria Irmer, geb. Schwarz
1819—71.

Charlotte,
* 1. Juni 1829,
† 5. Oktober 1902

Johann Karl Salomo
(Pastor)
* 7. Oktober 1830,
† 6. November 1902,
Frau
Blanca von Renquet

Wilhelm Erhard
(Polytechniker)
* 18. Dezember 1839,
† 14. September 1889,
Frau Katharina,
geb. Hebenstreit,
* 21. Februar 1852

Johanna,
* 31. August 1836,
†
verheiratet mit
Dr. Richard Kersting

Adolf (Jurist)
* 10. Oktober 1834,
† 2. Dezember 1875,
Frau
Julie Diewel

Theodor
(Jurist)
* 18. Oktober
1858

1. Anna,
*23. Nov. 1865,
verh. mit
Pastor Theod.
Schwolkowski,
†

2. **Konrad,**
Professor
der Theologie,
* 8. April 1870

3. Marie,
* 19. Juni
1871,
verh. mit
Th. Lamberg,
Pastor

4. Martha,
*19. Juli 1872,
verh. mit
P. v. Folck-
mann,
Oberlehrer

5. **Wilhelm,**
Pastor,
*11. September
1873,
verh. mit
Anna Rom-
berg
1873

Gotthard,
*20. Juni
1898

6.
Katharina,
* 17. Februar
1875

1. **Karl,**
* 6. Februar
1878

2. **Oswald,**
* 2. August
1879,
verh.

3. **Georg,**
* 18. August
1880

4. Bertha,
*3. März
1883,
verh.

5. Gertrud,
* 9. November
1887
verh.

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff) Rudolstadt